

GO 01/06

Magazin der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl



Thema: Grenzen

Thema: Grenzen




In unserer Porsche Press Database erfahren Sie mehr – auch über unseren Cayman S. Bitte akkreditieren Sie sich vorab unter Telefon 0711 911 - 26984.

Griffig. Bissig. Schnell.
Mitunter auch nachtaktiv.

Kommunikation made by Porsche.



PORSCHE



GO
01/06

Editorial

Stop and go

„Es gibt keine Grenzen. Nicht für den Gedanken, nicht für die Gefühle. Nur die Angst setzt die Grenzen.“ Das sagte der schwedische Regisseur Ingmar Bergmann. Und der Schweizer Philosoph Karl Jaspers fand: „Es gibt Grenzen, die immer bleiben, was sie sind: Ich muss sterben, ich muss leiden, ich muss kämpfen . . .“

Auch wenn wir heute ohne Reisepass durch Europa fahren, so stoßen wir doch ständig an Grenzen: an die unseres Denkens, unserer Gefühle; auf Situationen, die wir nicht ändern können, Handlungen, die wir nicht verstehen. Was liegt zwischen hier und dort?

Schüler der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl haben in GO sichtbaren und unsichtbaren Trennlinien nachge-spürt. Von der ersten Idee bis zur letzten Bildunterschrift ist dieses Magazin ihr Produkt. Dazwischen lagen Wochen und Monate harter Recherche und teilweise anstrengender Reisen.

Herausgekommen ist ein bunter Mix an Themen mit überraschenden Einblicken und spannenden Hintergründen. Geschichten von Siegern und Verlierern, von Menschen, die kämpfen. Die ihre Grenzen suchen und manchmal auch an ihnen verzweifeln.

GO heißt go. Die an diesem Heft beteiligten Journalisten und Journalistinnen gehen wieder ihre eigenen Wege. Vielleicht liest man den einen oder anderen Namen einmal wieder unter einem Beitrag, begegnet dem einen oder der anderen in einer Redaktion. Dann denkt man: „Stopp, den kenn' ich von GO.“

Philipp Maußhardt

Editorial



03

Wo ist meine Grenze?

Ein Stuntman, eine Wahrsagerin, ein Schönheitschirurg, ein Naturforscher, ein Extremtaucher und ein Vulkanologe erzählen, wo ihre persönliche Grenze liegt.



08

Sie liebten und sie schlugen sich *Karin Kontny*

Aus der Zweckhe zwischen Baden und Württemberg wurde nie eine wirkliche Liebesbeziehung – eine Grenzwanderung entlang von Vorurteilen und Missverständnissen.



10

Grenzgänger Gottes *Lisa Napholcz*

Peter Gerloff ist eine Ausnahmeerscheinung: Als einer von ganz wenigen katholischen Priestern weltweit hat er offiziell Frau und Kinder und lebt mit ihnen zusammen im Pfarrhaus.



18

Nette Verbrecher *Katharina Rall*

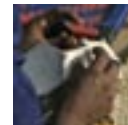
Interview mit einem Ex-Polizisten über die Verhandlungsführung in Grenzsituationen bei Banküberfällen oder Geiselnahmen.



22

Made in Pakistan *Carsten Stormer*

Die meisten Fußbälle auf der Welt stammen aus der pakistanischen Stadt Sialkot. Internationaler Druck hat bewirkt, dass keine Kinder mehr als Näher beschäftigt werden.



24

Psssst! *Minka Wolters*

Mitten im hektischen Berlin haben sich 17 Nonnen zum Schweigen verpflichtet. Die „Rosa Schwestern“ verlassen ihr Kloster nur selten und beten unablässig für eine bessere Welt.



35

Sturm im Sandkasten *Karin Kontny*

Mit 521 PS donnert der Cayenne durch die Wüste. In den Dünen von Dubai testet Porsche seinen Geländewagen und stößt dabei meist nur auf die Grenzen der Fahrer.



42

Entfernte Verwandte *Marco Lauer*

Wie abgereist und nie angekommen fühlen sich viele junge Russlanddeutsche. Ein Zustandsbericht aus Lahr (Baden-Württemberg).



46

Schein der Freiheit *Karin Kontny*

Nur mit gültigen Papieren lässt sich sorglos reisen. Das war schon früher so. Eine Geschichte des Passwesens.



54







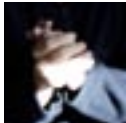

Unter Schmugglern *Ellen Köhrer*

Aus der Ukraine stammt ein Großteil der in die EU geschmuggelten Zigaretten. Im Zug von Lviv ins polnische Przemysl kann man den Schmugglern bei ihrer Arbeit über die Schulter schauen.



57

GO 01/06 Inhalt

- 64  **Schittichs Visionen** *Sascha Blättermann*
Sie träumen von der einen Welt. Doch der deutsche „Weltbürger Verein“ hat nur wenige Mitglieder.
Protokoll einer denkwürdigen Hauptversammlung.
- 70  **Die Grenzer** *Katrin Zöfel*
Am Zaun der spanischen Exklave Melilla prallt Afrika auf Europa.
Beamte der Guardia Zivl versuchen mit neuester Technik den Ansturm zu stoppen.
- 78  **Auf der Flucht** *Carsten Stormer*
Fotos aus afrikanischen Flüchtlingslagern.
- 84  **„Irgendwann zerfällt das Gewebe“** *Katrin Zöfel*
Der Klimaforscher Tilman Santarius über die Grenzen des Wachstums.
- 86  **Schöner Sterben** *Lisa Napholcz*
Über die letzte Grenze geht niemand gern. Im Hospiz Veronika verabschieden sich
Freunde, Verwandte und Mitarbeiter in Würde und Frieden von den Sterbenden.
- 93  **Anhalten und Nachdenken** *Karin Kontny und Marco Lauer*
Ex-Mercedes-Benz-Chef Edzard Reuter fordert von der Wirtschaft mehr soziales Engagement.
- 96  **Reise in eine andere Welt** *Ellen Köhler*
Dietmar Zöller ist Autist und hat doch die halbe Welt bereist.
Seine Eindrücke schreibt er nieder. Fünf Bücher sind bereits von ihm erschienen.
- 102  **Impressum**





Die Reportageschule

Die Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl vermittelt nicht nur das Hand- und Kopfwerk der Reportage, sondern auch die Grundlagen eines ethisch verantworteten Journalismus. Zu diesem Zweck hat sich die Agentur Zeitenspiegel mit der Volkshochschule Reutlingen GmbH in einer Kooperation zusammen geschlossen. Die auf Reportagen spezialisierte Agentur liefert das journalistische Know-how, die Volkshochschule Reutlingen GmbH, mit dreizehn Bildungseinrichtungen eines der größten Weiterbildungszentren Deutschlands, übernimmt das Bildungsmanagement.

Die Vollzeitausbildung zum Reportage-Journalisten dauert 12 Monate, inklusive Praktikum. Die Schule ist dem im April 2004 verstorbenen Journalisten und Zeitenspiegel-Mitglied Günter Dahl gewidmet. Sein Name steht für Anspruch, Glaubwürdigkeit und Verantwortung im Journalismus. „Ein Reporter des Lebens. Einer, der weiß, dass auf einem Quadratmeter Schrebergarten mehr Wunder zu finden sind, als mancher Reporter auf einem Kontinent findet.“ (Henri Nannen über Günter Dahl)

Das Bedürfnis nach Vertiefung und hintergründiger Information wächst. Steigende Einschaltquoten bei Fernsehkanälen wie „Arte“ oder „Phönix“ oder die erfolgreichen Neugründungen von Zeitschriften wie „mare“, „brand eins“ oder „Cicero“ belegen diesen Trend. „Slow food“ statt Schnellimbiss am Zeitungskiosk. Da in der Reportage genau jene journalistische Stilform gepflegt wird, die dem Bedürfnis nach Vertiefung entspricht, gründeten wir diese Schule.

Dr. Ulrich Bausch

Uli Reinhardt

Die Schule dankt:

Pfizer Deutschland GmbH

Porsche AG

Volksbank Reutlingen

Südwestmetall (Verband der Metall- und Elektroindustrie Baden-Württemberg e.V.)

Würth AG

Anwaltskanzlei Meister, Maier & Kollegen, Nürtingen

Maserati S.p.A.

Wo ist

Text: Ellen Köhrer und Karin Kontny



Foto: Karsten Schöne



Foto: Karsten Schöne



Bitte hier Foto einkleben

**Joachim Wassermann,
41, Vulkanseismologe**

**Lady Kara,
51, Wahrsagerin**

**Werner Mang,
56, Schönheitschirurg**

„Mehr als fünfzig Mal war ich bei den Messstationen auf dem Merapi in Indonesien. Beim Aufstellen und Warten der Geräte kann es schon mal gefährlich werden, weil man die Wege von Station zu Station zu Fuß zurücklegen muss wie ein Bergsteiger. Gefährlich sind dabei in erster Linie die plötzlich aufkommenden Unwetter.

Ich hatte einmal das Glück oder das Unglück, dass der Merapi aktiv wurde als ich eine Station installiert habe. Mir ist nichts passiert, weil ich mich sofort in Sicherheit gebracht habe. Das Spektakel ist schon verlockend. Ein Fotograf würde möglichst nahe an den Krater heran gehen, um schöne Bilder zu machen. Aber für uns Wissenschaftler gibt es keinen Grund, sich in Gefahr zu begeben, auch nicht, um eine Messstation zu retten. So wichtig kann kein Gerät sein, dass man es nicht verlieren kann. Keiner begibt sich mit Absicht in absolute Todesgefahr, außer Selbstmörder.“

„Wenn die Leute mich bitten, ihnen die Karten zu legen, dann werden sie oft ganz klein. Das gilt auch für Berühmtheiten wie zum Beispiel Christine Kaufmann. Was ich aufgrund der Karten sehen und raten kann, trifft zu 99,9 Prozent zu. Obwohl ich die Begabung, das Tarot zu lesen, schon lange habe, bekomme ich manchmal deswegen selbst noch Gänsehaut. Als mir mein Sohn zum Beispiel seine Freundin vorgestellt hat, konnte ich ihm sagen: es war nicht von Anfang an Liebe, sondern erst Freundschaft. Und es stimmte.

Mit meinen Tarot-Karten kann ich aber keine Prognosen geben, was morgen passiert. Damit würde ich die Karten herausfordern und das soll und darf man nicht. Ich kann nur Ratschläge geben. Wenn das Kartendeck für einen meiner Klienten den Todesfall anzeigt, würde ich das nicht sagen, weil er es vielleicht falsch einordnen würde. Denn die Todesfall-Karte hat auch die Bedeutung, dass eine Veränderung ansteht. Also rate ich dazu, zum Beispiel mehr auf die Gesundheit zu achten – und die meisten Klienten nehmen den Rat an.“

„Ich mache keine unnatürlichen und unsinnigen Operationen. Das heißt: keine Rippen raus für eine engere Taille, keine Silikonlippen und keine übermäßige Brustvergrößerung. Wer mit so einem Wunsch zu mir kommt, den schicke ich weg zum Psychologen. Ungefähr jede zehnte Frau erhält von mir diesen Ratschlag.

Manche junge Frauen sehen die Magermodels in der Zeitung und wollen dann aussehen wie die. Aber wenn man abnehmen will oder muss, dann braucht man dazu strenge Disziplin, eine gesunde mediterrane Küche, mäßigen Sport und Schwitzen. Überhaupt kann man sich mit einem ausgeglichenen Privatleben den Schönheitschirurgen sparen. Eine Gesicht, wie kürzliche in Frankreich, würde ich nicht transplantieren. Das ist zwar technisch kein Problem. Aber das Thema der Abstoßung ist immunologisch noch nicht geklärt. Das kann nach der Operation zu sehr ernstern Komplikationen führen. Ansonsten gilt an der Bodenseeklinik: Stopp dem Schönheitswahn!“

meine Grenze?



Foto: RTL Action Concept

**Thomas Katzmann,
33, Stuntman**

„Wenn ich an der Kufe eines fliegenden Hubschraubers hänge, sieht das aus, als ob ich abstürzen könnte. Ich hänge aber in einer Art Weste, die fest mit der Kufe verbunden ist. Man braucht dann einen guten Piloten und darf keine Höhenangst haben. Stunts, die gefährlich aussehen, sind in der Umsetzung oft nicht so spektakulär.

Sehr viel anspruchsvoller sind Autostunts. Im Drehbuch steht: „Bremst haarscharf vor XY ab.“ Dieses Manöver muss extrem gut beherrscht werden, damit niemand verletzt wird. Man muss aus voller Fahrt wenige Zentimeter vor einer Person stoppen. Als Fahrer muss ich die Reaktion des Autos exakt kennen und den Bremsweg. Als Fußgänger muss ich genau einschätzen, ob der Abstand reicht.

Natürlich gibt es blaue Flecken, Prellungen und auch Verbrennungen, aber nur selten gebrochene Knochen oder Schlimmeres. Als Stuntman trage ich Protektoren, Helme und bin an Seilen gesichert. Das Material, mit dem wir arbeiten, präparieren wir so, dass Verletzungen möglichst vermieden werden. Wir nutzen außerdem spezielle Kameraeinstellungen, viele Schnitte, Zeitlupen, die die Szenen spannender machen.“



Foto: Galerie Matto Barfuss

**Matto Barfuss,
35, Naturschützer**

„Zu den Geparden habe ich Vertrauen aufgebaut, als ich ein halbes Jahr lang mit ihnen in der Serengeti lebte. Geparden zeigen ihre Aggression. Wenn sie mir drohen, muss ich auch angreifen und ihnen vermitteln, dass ich mich wehren kann. Hätte ich Schwäche gezeigt, hätte ich mich untergeordnet und wäre von ihnen nicht akzeptiert worden.

Das Gefährlichste war für mich einmal, als Löwen kamen. Als Mensch muss man in einer solchen Situation stehen bleiben, darf nicht davonrennen. Jetzt war ich aber mit den Geparden unterwegs, die mit ihrer Beute verschwanden. Ich war nun das Beutetier und den Löwen schutzlos ausgeliefert. In dem Moment habe ich mit mir abgeschlossen. Die Löwen konnten aber offenbar nichts mit mir anfangen und sind verschwunden.

Wenn ich heute mit Gorillas im Dreiländereck Uganda, Ruanda und Kongo unterwegs bin, bin ich in Kriegsgebieten. Dort habe ich oft Angst und das Gefühl, dass ich die Situation nicht im Griff habe. Ich habe mehr Angst vor verrohten Menschen als vor wilden Tieren.“



Foto: Karsten Schöne

**Matthias Kopfmüller,
44, Extremtaucher**

„Beim Höhlentauchen in Indonesien habe ich in 60 Meter Tiefe für zwei Sekunden die Kontrolle verloren. Ich war dem Tod nahe. Als ich wieder hoch kam hatte ich nur noch für 30 bis 40 Sekunden Luft. Ich war also kurz vor einer Querschnittslähmung. Wenn ich an Grenzen gerate, heißt es abschalten. Ich denke dann zum Beispiel daran, wie ich früher als Kind Spaghetti gekocht habe.

Einige meiner Freunde sind beim Tauchen gestorben. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist es jedoch viel eher möglich, dass ein Vertreter auf der Autobahn zwischen Hamburg und Baden-Baden stirbt, als ich beim Tauchen.

Am gefährlichsten war es, als ich von zwei Meter großen Riesenkrebsen in der Arktis angegriffen wurde. Ein Kollege und ich hatten sie bei der Paarung gefilmt und der Tauchführer hat die Tiere angegriffen. Da ist das Männchen mit seinen Riesenscheren auf den Kameramann losgegangen. Wir sind den Tieren zu nahe gekommen, da man muss als Mensch Respekt haben.“



Konstanz
 Tübingen
 (Baden)
 Tübingen (Stadt)

Recht
 Recht
 Gerecht
 Gerecht



Verkehr		Grenzen	
	Bahn		Internationale Grenze
	Bundesstraße		Landesgrenze
	Districtstraße		Stadtblindlinie
	Districtsgrenze		Wasser
	Districtsgrenze		Wald
	Districtsgrenze		Wald
	Districtsgrenze		Wald
	Districtsgrenze		Wald



Imperia
Wahrzeichen der Stadt
steht still auf ihrem Sockel

- Irgendwo da muss sie liegen. Mit steinigem Blick fixiert Imperia das schwarzblaue Wasser. Einmal um die eigene Achse dreht sie sich. Dann durchschneidet ein Quietschen den Himmel über dem Hafen von Konstanz. Imperia, Wahrzeichen der Stadt, steht still auf ihrem Sockel. Ihre ausgebreiteten Arme scheinen den Verlauf der alten Grenze zwischen Baden und Württemberg anzudeuten. Keine aktuelle Landkarte verzeichnet sie. Aber noch immer spannt sie sich wie ein Absperrband von Konstanz, dem südlichsten Zipfel Badens, weit über den Bodensee ins schwäbische Land bis nach Badisch-Bowiesen. Eine Grenzlinie aus Vorurteilen. Drüben, da wohnen die Putzwütigen, die Tüftler, engstirniges Schwabenvolk, das sich nichts gönnt. Die mit Häusle von Wüstenrot und mangelndem Humor. Schwabensäcke eben. Dagegen die Badenser: faules und leichtlebige

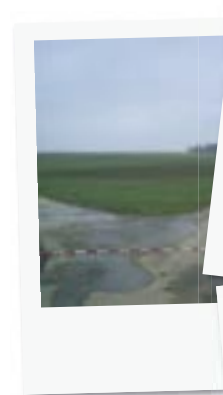
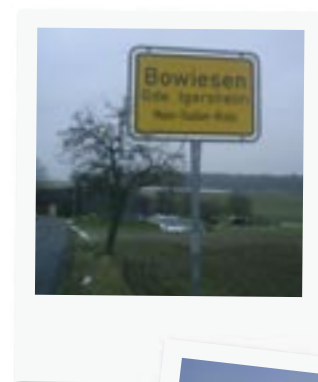
Volk, das sich den Württembergern gegenüber seit je benachteiligt fühlt. Im Schatten von Schwaben. „Da hat sich Baden ins eigene Fleisch geschnitten“, sagt die rothaarige Besitzerin eines Andenkenladens in Meersburg und zieht die Schultern hoch. Meint sie damit etwa die Abstimmung von 1952, als die Bewohner von Württemberg-Baden, Südwürttemberg-Hohenzollern und Baden wählen mussten, ob sie zu einem Land zusammengefügt werden sollten oder nicht? Siebzig Prozent stimmten zu. Nur die Altbadener, unten im Südwesten, waren gegen das Bindestrichland Baden-Württemberg. Aber darum geht es der Rothaarigen hinter dem Verkaufstresen nicht. „Ich meine die Sache mit den Katamaranen“. Bis vor einem halben Jahr führte der kürzeste Weg von Konstanz ins Schwäbische mit der Autofähre und einem Abstecher über das badische Meersburg. Die mittelalterliche Stadt lebte gut von den Touristen. Doch seit vergangenem Juli bringen die Katamaran-Fähren ihre Passagiere direkt zur schwäbischen Konkurrenz ins benachbarte Friedrichshafen. Meersburg lockt nur noch in den Sommermonaten genügend Besucher an, im Winter kommen nur wenige. Leer sind die wenigen Auslagen und Gasthäuser in der Stadt. „Betriebsferien“ steht in geschwungener Schrift auf einem Zettel an der Tür einer Weinhandlung. „Wir renovieren für Sie“, meldet der Wirt des Schlosskellers. „Im Winter leben wir jetzt noch viel mehr im Schatten von Friedrichshafen. Da läuft fast nichts“, sagt die Besitzerin des Andenkengeschäfts. „Mein Umsatz?“, fragt sie. Schweigen. Still wie die Stadt ist ihr Laden. Die kleinen Fahnen mit den zwei Greifvögeln, die das badische Wappen in ihren Klauen

halten, verkaufen sich aber übers Jahr gut. „Die Einheimischen fragen danach. Touristen kaufen so was selten.“

Fleiß und Geiz

Friedrichshafen, Fußgängerzone. Ein Mann, Mitte vierzig in beigefarbenem Cordjackett, drängelt sich mit seinen Papiertragetaschen durch die Menge. „Boutique BLUE Konstanz“ steht auf einer, die vom Einkauf bei den badischen Nachbarn zeugt. Weiß er, wo die alte Grenze liegt? „Grenze?“, fragt er, „Hier liegt die nicht. Die ist da drüben in der Schweiz, hinter Konstanz, oder?“ Dann entschuldigt er sich: „Ich bin nicht aus der Gegend. Komme nur zum Einkaufen her.“ Friedrichshafen bietet Brillen Fielmann, C&A, Beton und Bausünden. Die Stadt ist jung und der Bombenhagel 1944 hat von einer der reichsten Städte Deutschlands nicht viel Sehenswertes übrig gelassen. Wo das badische Konstanz mit Barockbauten und Renaissancegemälden prunken kann, muss das schwäbische Friedrichshafen mit anderen Reizen locken. Dazu gehört die High-Tech-Industrie, die sich in der Stadt ausgebreitet hat. Schiffsmotoren bei MTU, Satelliten von Dornier und der größte Schaufelbagger der Welt, gebaut von der Zeppelin GmbH. „Es lebe Zeppelin! Man weiß noch in tausend Jahren / was Herr von Zeppelin uns war“, besangen früher Kinder in Friedrichshafen den Erfinder der fliegenden Zigarre. Mit Lobeshymnen tun sich die Schwaben sonst schwer. Fleißig ist man, aber auf keinen Fall abgehoben. Stattdessen künden in Friedrichshafen strenger Stahl und Stein von dem Mann mit dem buschigen Schnauzbart. Zeppelin-

Stadion und Graf-Zeppelin-Haus heißen die Lobeshymnen auf den Mann, von dessen Ruhm Friedrichshafen noch heute zehrt. Im Zeppelin-Museum liegt das Luftschiff als Radiergummi in rot, blau und gelb für 1,55 Euro in einer Glasschale – Kleinvieh macht auch Mist. Die Farben der Radiergummi finden sich wieder im Wappen des Discounters Lidl, der am Stadtrand gebaut hat. In Lidl-Tüten tragen die Häfler, wie sich die Bewohner Friedrichshafen nennen, billige Einkäufe nach Hause. Schließlich „hat man sein Geld nicht vom Ausgeben, sondern vom Behalten.“ (Schwäbische Weisheit)



Imperia Konstanz



Streuobst-Paradies und schwäbische Gründlichkeit

Dass die Schwaben ihr Geld mit harter Arbeit verdienen, davon künden kilometerlange Apfelbaumspaliere. Wie Wegmarken säumen sie die Straße zwischen Friedrichshafen und Schnetzenhausen, welches die Grenze unter sich beerdigt hat. Familie Feierabend in Kluftern steht mit einem Fuß im Badischen, mit dem anderen in Schwaben. „Äpfel vom Bodensee und Apfelsaft“, verkünden die Kreidebuchstaben auf der Tafel vor ihrem Hof. Seepanorama und baden-württembergische Grenze sind in Glashütten und Limpbach längst vergessen. Weit werfen hohe

Tannenwände ihre Schatten über die Täler. Graue Dörfer lehnen sich aneinander. In einem davon fegt eine Frau in blau geblümter Kittelschürze mit ihrem Reisigbesen den Rinnstein. Weiß lugt ihr Haar unter dem Kopftuch hervor. Autofahrer, die der emsigen Frau Dreck von der Fahrbahn vor die Füße schleudern, werden sich kaum an den Namen des Dorfes erinnern. Vielleicht aber an die gründliche Kehrwoche. Genau von einer Grundstücksgrenze zur nächsten. Immer wieder samstags, wie es sich in Schwaben gehört. Aber die Karte vom Landesvermessungsamt behauptet: hier ist Baden. Zwei Schilder am Straßenrand künden wenig später den Übergang vom Bodenseekreis zum Landkreis Sigmaringen an. Verwirrend wie Ameisenstraßen ziehen sich unsichtbare Grenzlinien durch das vereinte Land. Sie teilen Wiesen, Felder, Einfamilienhäuser und windschiefe Scheunen. Auf der Liste der beliebtesten Namen für badische wie schwäbische Gasthöfe stehen Adler, Löwe und Lamm ganz oben.

Schlemmerland

„Wir sind Badisch-Sibirien und da hält Jerusalem nicht mit“, sagt Hans Graf aus Stetten am Kalten Markt. Sein Gasthof, die „Linde“, ist Wohnzimmer für Bauern, Kegelbrüder und verirrte Reisende. Fast alle nennen ihn Hansi. „Stetten liegt so hoch wie der Ölberg in Jerusalem, 804 Meter. Nur brauchen die nicht so viele Schneeschaukeln und das Essen ist miserabel“, erklärt Hansi und die Männer am Stammtisch lachen. Auf dem Linoleumboden unter ihren Schuhen haben sich Pfützen gebildet. Schmelzwasser. Das

blaue Geschirrtuch über der Schulter, rennt Hansi rein in die Küche und wieder raus. Vier Gögginger Pils aus der Schwarzwaldbrauerei für den Stammtisch direkt neben der Küche und noch ein Schnaps für alle in der „Linde“. Der wärmt. Hansi gibt noch einen oben drauf: „Warum steht ein Schwabe abends mit dem Bauch am Kachelofen? Um das Mittagessen aufzuwärmen.“ Grölen und Schenkelklopfen bei der Stammtischrunde. „Gespart wird!“, ruft einer mit Schnauzbart. Doch sonst kennt Hansi keinen Unterschied zwischen Baden und Schwaben: „Wir essen doch alle gern. Der Schwabe ist halt eher ein versteckter Genießer.“ Dabei klopft er auf seinen Bauch, der sich unter dem weißen T-Shirt wölbt und zwinkert mit dem rechten Auge. Auf der Speisekarte stehen schwäbischen Spätzle mit brauner Soß´ und Gaisburger Marsch, ein schwäbischer Eintopf aus Kartoffeln, Spätzle und Siedfleisch. Aber nur wenig badische Spezialitäten wie gerauchtes Schäufele, Schnecken-suppe oder Froschschenkel. „Nach badischer Küche fragt hier kaum jemand. Ja, Graupensuppe, die habe ich noch auf der Mittagkarte. Aber so viele Spezialitäten haben wir in Baden ja auch nicht“, gibt Hansi im Vorübergehen zu und bringt einem Gast schwäbische Maultaschen in der Brühe. Badisch-Sibirien scheint kulinarisch von Schwaben erobert worden zu sein. Auch in Oswalds Sechs-Quadratmeter-Laden neben Hansis Linde stapeln sich auf Regalbrettern Tüten mit hausgemachten schwäbischen Nudeln. Müschele für die Suppe. Daneben Schupfnudeln und Dosensauerkraut Marke „Schwabenstolz“ aus Ehningen. In der Bäckerei am Ort meint die Verkäuferin: „Die Grenze, das ist doch ein alter Hut! Brezeln bäckt man hier wie drüben.“





Schwabenschläue

Dreißig Kilometer von Stetten am kalten Markt entfernt, im schwäbischen Tuttlingen, gibt es die Völker verbindende Brezel sogar auf Knopfdruck. Am Parkautomaten. Für den Preis einer Brezel – 50 Cent – kann man eine halbe Stunde umsonst parken. Ein Werbegag, weil den Ladenbesitzern die Kundschaft weglief, wie vor mehr als zweihundert Jahren ein armer Wandergeselle aus Tuttlingen. Den zog es auf der Suche nach Reichtum und Glück nach Amsterdam. Was der schwäbische Handwerker die Amsterdamer in seinem breiten Dialekt auch fragte, „Wem gehört das prächtige Haus? Wem gehört dieses Schiff?“, immer antworteten sie ihm „Kannitverstan“ – „versteh’ ich nicht“. Der Schwabe aber nahm an, das sei der Name des Besitzers. Als er bei einer Beerdigung fragte, wer da gestorben sei, hörte er dieselbe Antwort. Der Wandergeselle kehrte daraufhin heim nach Tuttlingen. „Und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen sollte, dass so viele Leute in der Welt reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannit-

verstan in Amsterdam. An sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab“, so endet die Geschichte. Als „Spezialität aus Tuttlingen“ steht der schwäbische Wanderer nun als zellophanverhüllte Schokoladenfigur in den Auslagen der Konditoreien. Im Stillen danken die Tuttlinger ihrem Johann Peter Hebel dafür, dass er ihnen mit seiner Erzählung einen Kassenschlager beschert hat.

Geteilte Gotteshäuser

Auch in der Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen hat Hebel seine Spuren hinterlassen. Nicht als Schriftsteller, sondern als Pfarrer, der die Badische Landeskirche mitbegründete. „Die evangelischen Theologen wurden damals regelrecht zusammengespart, bis der Vertrag dafür unterzeichnet war“, erklärt Pfarrer Martin Treiber. Sein Haar ist grau geworden in den mehr als zwanzig Jahren, in denen er in Villingen für die Badische Landeskirche auf die Kanzel steigt. Sein Kollege, Pfarrer Frank Banse,

sitzt neben ihm am Kaffeetisch, die Hände auf dem Bauch gefaltet. Er ist Pfarrer in Schwenningen und arbeitet für die Württembergische Landeskirche. Seit einer Gemeindereform 1972 gibt es zwar die selbständige badische Stadt Villingen und das schwäbische Schwenningen nur noch als baden-württembergische Doppelstadt Villingen-Schwenningen. Die Kirche jedoch hält an der Trennung zwischen Schwaben und Badnern fest. Weil sich die Traditionen unterscheiden, lautet die Erklärung. „Wir haben aber einen Vertrag, der regeln soll, dass beide Kirchen kooperieren. Ähnlich wie zu Hebels Zeiten also. Zusammensperren muss uns aber trotzdem keiner“, sagt Frank Banse und reicht seinem Glaubensbruder Zucker für den Kaffee. Auf dem dunkelbraunen Tisch vor Banse liegen Kopien des Vertrages, den die beiden evangelischen Kirchen 1974 miteinander geschlossen haben. „Die Unterschiede in der kirchlichen Tradition kennt außer den Theologen aber doch heute kaum einer mehr“, sagt Banse und sucht mit seinem schlanken Zeigefinger nach einem bestimmten Punkt im Vertrag. „Da, darin unterscheiden wir

uns“. Sein Finger deutet auf das Wort Abendmahl. „Das feiert die württembergische Kirche eigentlich anders als die badische. Aber in der Praxis spielt das kaum noch eine Rolle. Wir beide feiern auch zusammen.“ Während die Württembergische Landeskirche Wein und Brot als den echten Leib und das echte Blut Christi ansieht, gilt in der Badischen Landeskirche: Brot bleibt Brot und Wein bleibt Wein. Martin Treiber erinnert sich, dass einmal ein alter Mann zu ihm kam und sich beschwerte „Wir können doch nicht mit den Schwaben zusammen feiern!“ Pfarrer Treiber beruhigte den traditionsbewussten Mann und der entgegnete: „Gut. Aber auf ihre Verantwortung, Herr Pfarrer.“ Das war 1978. „Ich finde das mit der Grenze schade. Wir beide verstehen uns. Ich predige auf seiner Kanzel, er auf meiner“, erzählt er weiter und wirft ein: „Warum dann nicht eine gemeinsame Landeskirche?“ Sein Kollege Frank Banse lacht und seine Augen funkeln begeistert, als er sagt: „Ja, die Landeskirchen sollten endlich ihr Kleinkirchendenken überwinden! Schließlich heirateten Württemberger und Badener ja auch schon problemlos untereinander.“

onen Euro Schulden“, klärt eine Frau mit streng nach hinten gekämmten schwarzen Haaren vor einem Wahllokal auf. „Nur wenn wir uns freiwillig mit Schramberg zusammentun, kommen wir wieder aus dem Loch raus“. Doch der Nachbarort Schramberg ist nicht nur reich, sondern auch württembergisch. Und das ist für viele in Tennenbronn ein Problem. Auch für sie. „Selbst wenn die Vernunft Ja sagt, der Bauch meint Nein!“ In ihrer rechten Hand hält sie den Kugelschreiber parat. Josef Kaltenbacher, Altbürgermeister von Tennenbronn, wird auf dem Wahlzettel „Ja“ ankreuzen. Obwohl er bisher nicht viel von einem Zusammenschluss gehalten hat. Denn Tennenbronn wäre dann nicht mehr selbständig. „Es ist eine schwere Stunde, aber wir müssen die helfende Hand aus Schramberg annehmen“, wirbt der 95-jährige mit fester Stimme, bevor er selbst langsam zur Wahlurne geht, den gefalteten Wahlzettel in der knöchigen Hand. Fast wie vor mehr als fünfzig Jahren bei der Abstimmung über den Südweststaat. Damals ging es nicht nur um ein badisches Dorf, sondern um ganz Baden. Am Abend wird sich zeigen, dass das verarmte Tennenbronn da-

für gestimmt hat, mit Schramberg zu fusionieren. Ganz Tennenbronn? Nicht ganz. Tausend Dorfbewohner leisten noch immer Widerstand.

Hindernisse überwinden

„Zu den Schwaben rüber, da geht es steil hoch!“, erklärt mitten im Wald von Michelbach ein Bauer im Blauermann. In seiner runzeligen Hand hält er ein grünes Schild. „Historischer Grenzweg“, steht darauf. „Das hat einer abgerissen und ich nagle es wieder hoch an den Baum“, brummt er, dreht sich um und treibt zwei rostige Nägel ins Holz. Mehr als 300 Meter Höhenunterschied und ihre Angst hatten die Michelbacher zu überwinden, wenn sie ins schwäbische Bernbach wollten. Hexen, Gnome und Räuber lauerten an jeder Ecke und nicht selten sei ein Badener auf seinem Weg nach Schwaben einfach verschwunden. Trotzdem nahmen die Michelbacher den Weg immer wieder auf sich. „Man hat ja rüber müssen“, erklärt der Bauer, den Hammer noch immer in der Hand. Denn in Bernbach lag der gemeinsame Friedhof der beiden

Kopf oder Bauch?

Um 10 Uhr morgens am 15. Januar 2006 machen sich in einem kleinen Dorf im Schwarzwald die ersten Männer und Frauen in Sonntagskleidern auf den Weg, um eine Entscheidung für die Zukunft zu treffen. Sie haben die Wahl zwischen „Ja“ und „Nein“. Manchmal aber sind die einfachsten Dinge die schwersten. Doch die Zeit ist reif in Tennenbronn. „Wir haben zehn Milli-





Dörfer. „Heute haben wir unseren eigenen Totenacker, zum Glück“, sagt er noch, packt Hammer und Nägel ein und prüft, ob das Schild jetzt fest sitzt. „Vielleicht interessiert das ja jemand.“ Auf dem Weg nach oben zur alten Landesgrenze erzählen bemooste Grenzsteine die Geschichte des ungleichen Paares Baden-Württemberg.



Ländle im Kleinformat

In Ölbronn-Dürrn sitzt Adalbert Bangha zwischen den Stühlen. Adalbert Bangha ist Bürgermeister und in Ölbronn-Dürrn stehen zwei Rathäuser. Eines auf ehemals württembergischer, das andere auf badischer Seite. Aber weder der eine noch der andere Flügel wollte nach der Gemeindereform 1974 auf sein Rathaus verzichten. Für Adalbert Bangha bedeutet das doppelten Stress. „Das ist ein ständiges Hin- und Her. Um elf Uhr einen Termin hier in Dürrn und um halb eins schon wieder drüben in Ölbronn.“ Während in Badisch-Dürrn die Hauptverwaltung sitzt, hat in Schwäbisch-Ölbronn das Standesamt seinen Platz gefunden. „So ist garantiert, dass jeder mal den anderen Ort aufsucht“, sagt Bangha, lacht und rückt seine Brille zurecht. Hinter ihm an der Wand lehnt eine Flagge mit dem baden-württembergischen Wappen. Badischer Greif rechts, Württemberger Hirsch links. „Zwei unterschiedliche Charaktere vertragen sich nicht immer reibungslos“, gibt Bangha zu. „Aber das Problem haben andere Dörfer auch. Unabhängig davon, ob sie badisch oder württembergisch sind.“ Um den Hals fallen sich die Badener und Schwaben in Ölbronn-Dürrn selten. Seit 23 Jahren ist Adalbert Bangha, selbst Bade-

ner, Bürgermeister der Zwillingsstadt. Bei allen Unterschieden zwischen den beiden Städten – Bangha macht keine. „Ich bin Adalbert Bangha. Und der bin ich in Baden und in Württemberg“, sagt er, klemmt sich eine Aktenmappe unter den Arm und ist schon wieder auf dem Weg in sein zweites Büro drüben hinter den Weinbergen.

Geschmacksgrenze

„Sind Sie die baden-württembergische Weinkönigin?“ – das werden Elisabeth Berthold und Simone Landerer oft gefragt, wenn sie auf Werbetour gehen. Beide müssen die Frage verneinen, denn Elisabeth ist die württembergische und Simone die badische Weinkönigin. „I ben mit dem Wei in Württemberg aufgewachse“, schwäbelt Elisabeth. Wenn die Weinbau-Studentin an ihrem Studienort in Hessen Heimweh hat, denkt sie an den Neckarsulmer Scheuerberg und die Weinlese im Herbst. „Es gibt nix Scheeners, als mit de Leut zom schwätze ond a Viertel Trollinger, Lemberger oder Cuvé zom trinke. Der Wein ist für mich die Natur und die Kultur drum(her)rum.“ Wer Elisabeth so begeistert reden hört, vergisst schnell das Bild vom verhockten Viertelesschlotzer mit Halbglatze, der als Logo die Weinflaschen der württembergischen Zentralgenossenschaft zielt. Elisabeth schüttelt den Kopf. Fast rutscht der Weinkönigin die schwere Krone aus den hellbraunen Haaren. „Württemberg ist nicht mehr nur das Land für schweren Rotwein, sondern auch eine Region für spritzigen Weißwein.“ Der Unterschied zu den badischen Nachbarn scheint also nicht groß zu sein. „Aber sicher“,

widerspricht Simone Landerer, die aus dem Kaiserstuhl stammt, ihrer württembergischen Konkurrenz. „Badischer Wein hat einfach einen südlicheren Charakter.“ Dann lacht die blonde Weinkönigin. In ihrer Krone glitzern Trauben aus weißen Perlen. „Ach, wozu so viele Worte? Einfach mal einen Trollinger mit Lemberger probieren, ob der so vom Hocker reißt wie unser Spätburgunder.“ Sonnenverwöhnter soll der badische Wein sein. Steht auf dem Etikett. „Aber deshalb wächst eine württembergische Rebe noch lange nicht im Schatten“, weiß Elisabeth Berthold. „In Gundelsheim und Böttingen, wo die Grenze verläuft, da stehen badische und württembergische Reben dicht an dicht auf dem selben Boden und unter der selben Sonne.“ Simone Landerer muss zustimmen. „Da ein Absperrband durch den Weinberg zu spannen, wäre wirklich sinnlos. Wenn ich in Schwaben aufgewachsen wäre, hätte ich jetzt vielleicht Elisabeths Krone auf dem Kopf.“

Tradition

Auf dem Boden wälzen sich zwei Jungen. Ihre Arme und Beine scheinen miteinander verknotet. „Aua“, brüllt es aus dem Knäuel. Blut sickert aus einer Nase. Monika Raitel* geht dazwischen und trennt die beiden mit einem lauten „Schluss jetzt!“. Vor einem Jahr ist sie aus Bayern in die badische Kleinstadt Adelsheim gezogen und hat schnell gemerkt, dass sich hier nicht nur die Straßen nach Mosbach, Würzburg und Heilbronn schneiden. „Die Prügeleien zwischen Badenern aus Adelsheim und Schwaben aus Roigheim sind Tradition. Das wird sich wahrscheinlich

auch nicht ändern“, erklärt sie. Einmal hat sie zwei Jungs, die aufeinander losgegangen sind, gefragt, was denn der Grund ihres Streits sei. „Badener sind eben blöd“ und „Schwaben sind dumm“, lauteten die Antworten, „meine Eltern sagen das auch.“ Monika ist überzeugt: „Das ist doch nur ein Bauchgefühl. Von dort aus wandert die Grenze dann mitten durch den Kopf.“ Auch in Adelsheim stehen noch zwei Grenzpfähle. Vor dem Amtsgericht.

*Name von der Redaktion geändert



Weinkönigin
(bad.)



Weinkönigin
(Württ.)



Grenzgänger Gottes

Peter Gerloff ist katholischer Priester und hat doch Frau und Kinder. Weil ihm der evangelische Kirchenritus nicht mehr gefiel, wechselte er die Konfession – und durfte seine Familie mit Segen des Papstes behalten



*Text: Lisa Napholcz
Foto: Andreas Lobe*

- Er breitet die Arme aus, hält den Blick gesenkt. Dann zieht er die Schultern nach oben und legt die Handflächen vor der Brust aneinander. Sein grünes Messkleid ist mit silbernen und goldenen Ornamenten bestickt. Es passt gut zum blonden Haar, zum graumelierten Bart und zur silberfarbenen Brille von Peter Gerloff, Pfarrer von St. Maria in Sehnde. Soeben hat der katholische Geistliche das Evangelium dieses Sonntags vorgelesen und legt die gefalteten Hände auf die Bibel. „Die Dämonen“, sagt er, „haben als erste erkannt, wer Jesus in Wahrheit gewesen ist: Der Sohn Gottes.“

Der Arbeitsplatz von Peter Gerloff liegt unweit der Bahnstrecke zwischen Hildesheim und Hannover, gebaut ist die Kirche im typischen Stil der fünfziger Jahre: nüchtern und schnörkellos, außen weiß verputzt, innen warm und hell. An diesem Sonntag ist das Gotteshaus zu drei Vierteln gefüllt. Viele von Gerloffs Gemeindemitgliedern sind Nachfahren katholischer



Flüchtlinge aus Schlesien. Mit den später dazu gekommenen Aussiedlern aus osteuropäischen Ländern wuchs die katholische Insel im Meer der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers weiter. Heute bekennen sich immerhin rund zwölf Prozent der 23 000 Einwohner von Sehnde zum katholischen Glauben.

Nach der Heiligen Messe hat sich Gerloff in der Sakristei schnell umgezogen und ist mit großen Schritten die fünfzig Meter zum Pfarrhaus gegangen. Gerloff wird dort schon erwartet. Jetzt sitzt er ganz in schwarz und nur mit weißem Hemdkragen am Tisch im Esszimmer und freut sich auf das Mittagessen: Hannoveraner Schweinebraten mit Rotkohl und Kartoffelknödel. Die Köchin ist auch die Ehefrau des Priesters. Erika Gerloff serviert die Teller mit Schwung auf den Tisch, am Ringfinger ihrer rechten Hand glänzt ein goldener Ehering.

„...drum segne auch, was du uns gibst.“ Peter Gerloff spricht das Tischgebet zu Ende, lächelt hinüber zu seiner Frau und

fängt an zu essen. „Ich weiß schon, was Sie wissen wollen“, sagt er nach einer kurzen Pause: „Nein, wir führen keine Josefsehe.“

Als vor sechzehn Jahren der evangelische Pastor Gerloff zum katholischen Glauben übertrat, bebten in Gelsenkirchen die Gotteshäuser. Die Kirchenleitung in Bielefeld hatte den abtrünnigen Priester sofort vom Dienst suspendiert, als sie von dessen Übertrittsgedanken Wind bekommen hatte. Der Aufschrei war groß. Fernsehteams standen vor Gerloffs Haus, und als er im kleinen Ort Westfeld einen Tag nach der Priesterweihe seine erste Messe feierte, übertrug der Norddeutsche Rundfunk die Feier live im Radio. „Dabei wollte ich diesen Rummel gar nicht. Ich hatte Jahre lang mit mir gerungen, bis ich mich zu diesem Schritt entschloss. Es ging einfach nicht länger.“

Vor seinem befreienden Outing führte Gerloff ein Doppelleben. Bevor er sonntags auf die eigene Kanzel gestiegen war, hatte sich der evangelische Pfarrer ins Auto gesetzt und war

noch schnell in ein katholisches Kloster gefahren, um die Messe mitzuerleben, nach der er sich so sehnte.

Erika Gerloff, eine kleine, rundliche Frau in den Mittvierzigern, bringt frischen Kaffee. „Wo waren wir stehen geblieben?“ Was ihn an der katholischen Kirche denn so angezogen habe. Gerloff reagiert ein wenig gereizt: „Wie jeder weiß, hat die katholische Kirche eine Mitte, das ist die Eucharistie, das Abendmahl, in dem sich Gott uns schenkt. Wenn nur die Mitte da ist und sonst nichts, ist das schon schwierig. Aber umgekehrt, das ganze Drumherum ohne Mitte, davon kann und konnte ich nicht leben.“ Das Abendmahl habe bei den Protestanten nicht die tiefe Bedeutung wie in der katholischen Kirche. Gerloff dagegen liebt die Riten, die Bilder, die Symbole, die Kirchenmusik. Er zitiert aus der Apostelgeschichte „Sie erkannten ihn, als er das Brot brach.“ Das zeige doch, welchen Stellenwert das Abendmahl in der Urgemeinde hatte. „Auch Martin Luther wollte die Kirche nicht spalten, sondern nur die Missstände anprangern.“ Die aber, so findet Gerloff, „gibt es heute nicht mehr. Deshalb gibt es nach meiner Überzeugung keinen Grund mehr für eine evangelische Kirche.“

Draußen poltert es im Flur, die Haustür schlägt zu. „Das war Christopher“, sagt Gerloff. Der 18jährige Sohn lebt noch als einziges der drei Kinder im Pfarrhaus, seine Geschwister studieren weltliche Dinge: Jura der Sohn und Ingenieurwesen die Tochter. „Sie sind nicht besonders eng an die Kirche gebunden“, sagt ihr Vater – und dennoch war der Übertritt ein kollektives Familienereignis.

Am Finger von Peter Gerloff fehlt der Ehering seit der Priesterweihe. Er hat ihn ausgezogen, weil er niemanden provozieren will. „Meine Situation wühlt die Extremisten auf beiden Seiten auf“, sagt er. Dauernd wurde er auf seine Ehe angesprochen. Hunderte von Male hat er erklärt, dass der Zölibat für konvertierte Priester nicht gelte, wenn sie bereits verheiratet sind. „Rund 300 Fälle wie mich gibt es weltweit.“

Gerloff will sich auf eine Diskussion über den Zölibat erst gar nicht einlassen. „Das muss man differenziert sehen“, sagt er dazu, „aber ich bin kein Revolutionär, ich habe das nicht zu entscheiden.“ Lieber spricht er über seine Lieder. In der Ecke des Wohnzimmers steht ein elektrisches Klavier. Rund hundert Kirchenlieder hat er gedichtet, zu jedem Anlass die passenden Worte gefunden. Zu Ostern, Fronleichnam und Himelfahrt. Auch zur Taufe und zum Tod. Eines von Gerloffs

Liedern heißt „Zwei Menschen“ und handelt von Liebe: „Zwei Menschen, die zur Liebe finden /erfahren Gottes Zärtlichkeit. / Zwei Menschen, reif, um sich zu binden,/ begegnen ihm im Gang der Zeit.“

Der Bischof von Hildesheim hatte vor Gerloffs Priesterweihe ein gutes Wort im Vatikan für ihn eingelegt. Und doch musste der Kandidat als Krankenhausseelsorger fünf Jahre lang auf den ersehnten römischen Segen warten, ehe man ihn für würdig erachtete. Seine Frau und die Kinder durfte er behalten, es war Gerloff auch nie in den Sinn gekommen, sie zu verlassen. „Ich bin gerne Familienvater und wir lieben uns.“ Die Vorstellung, unter den neuen Bedingungen das gemeinsame Schlafzimmer aufzugeben, finden der Priester und seine Frau „irgendwie eine absurde Idee.“

In seiner Gemeinde ist Gerloff beliebt. „Ich verstehe gar nicht, warum die Kirche das verbietet“, meint die 65jährige Hermine Langer. Sie findet: „Was unser Pfarrer darf, das sollte der Papst allen erlauben.“



Zölibat, Dispens & Co

Innerhalb der römisch-katholischen Kirche ist der Zölibat das Versprechen, ehelos und sexuell vollkommen enthaltsam zu leben. Der Zölibat, so die amtskirchliche Auffassung, sei ein „Geschenk Gottes“, damit die ungeteilte Liebeskraft des Priesters nur Gott und den Menschen zuteil werden könne. Im Zweiten Laterankonzil 1139 wurde der Pflichtzölibat für katholische Priester beschlossen. Dem Vorwurf, dies sei ein „Zwangszölibat“ begegnet die Kirchenleitung mit dem Hinweis, es handle sich formal nicht um eine Vorschrift, sondern um einen „freiwilligen“ Verzicht. Dieser ist jedoch eine Vorbedingung für die Priesterweihe. Nach Kirchenrecht ist „am Empfang der Weihen („) gehindert (...) ein verheirateter Mann.“ (can. 1042 CIC) Der Papst kann jedoch eine „Dispens“ von diesem „Weihehindernis“ gewähren (can. 1047 CIC). Von daher gibt es auch im so genannten „lateinischen Ritus“ der römisch-katholischen Kirche in Ausnahmefällen verheiratete Priester im Amt: durch Konversion evangelischer oder orthodoxer Pfarrer zum katholischen Glauben. Auch in den mit Rom unierten Kirchen des östlich-orientalischen Ritus gibt es die Zölibatsverpflichtung nur für Bischöfe, „einfache“ Priester sind meist verheiratet. Der Zölibat ist kein „göttliches Gesetz“, sondern „nur“ eine Frage der Kirchendisziplin. Wenn er wollte, könnte der Papst als oberster Gesetzgeber der Kirche die Ehe für Priester durch einfache Gesetzesänderung ermöglichen.

-Anzeige-



meister
maier
&
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Thomas Lowski

Ulrich Steinacher

Gabriele Maier

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht
Familienrecht
Erbrecht
Mietrecht
Privates Baurecht
Reiserecht
Strafrecht
Verkehrsrecht
Sozial- und Sozial-
versicherungsrecht
Arzt Haftungs- und
Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier & Kollegen
Bismarckstraße 26 72622 Nürtingen
Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97
www.kanzlei-meister.de Zentrale@kanzlei-meister.de

A close-up portrait of Matthias Schranner, a middle-aged man with short, dark hair, looking slightly to the left with a thoughtful expression. He is wearing a dark suit jacket over a white shirt. His hand is resting under his chin.

Nette Verbrecher

Interview: Katharina Rall
Foto: Anja Wechsler

„Das war super, aber heute wäre das nichts mehr für mich“, sagt Matthias Schranner über seine Zeit als verdeckter Ermittler in der Drogenfahndung. Es klingt ein bisschen so, als müsste er sich selbst erst noch davon überzeugen. Der 42-jährige ist ein Mensch, der gerne an seine Grenzen geht. Mit 17 Jahren war das die Arbeit im Polizeidienst, von 22 bis 28 fahndete er als Undercover Agent mit langer Mähne in der Drogenszene. Mehrfach wurde Schranner als Vermittler bei Geiselnahmen eingesetzt. Heute trainiert Matthias Schranner Manager von Weltunternehmen wie BMW, Nokia und Microsoft. Sein Buch „Verhandeln im Grenzbereich“ ist im Econ Verlag erschienen.

Herr Schranner, würden Sie mit einem Bankräuber ein Bier trinken gehen?

Matthias Schranner: Ja, das habe ich tatsächlich schon mal gemacht! Bankräuber und Geiselnahmer waren meist die nettesten Verbrecher.

Nette Verbrecher? Das müssen Sie erklären!

Der klassische Bankräuber hat Familie und kauft sich ein Haus – ein zu großes Haus. Er kauft sich ein Auto – ein zu großes Auto. Er fährt in den Urlaub – zu weit weg. Irgendwann kommt der Tag, an dem sein Konto hoffnungslos überzogen ist. Die Bank fordert das Geld zurück, der brave Bürger gerät in Stress. Würde er nun sein Haus verkaufen, wüssten seine Ehefrau und seine Kollegen, dass er sich das nicht leisten kann. Aber für sie hat er das Haus ja gekauft – leider zu groß. Der brave Bürger fährt also mit einem Puls von 180 zur Bank, zieht sich die Strumpfmassage über und nimmt einen Gasrevolver in die Hand. Er geht in den Schalterraum und presst mit zittriger Stimme hervor: „Geld her!“ Plötzlich hört er von irgendwo ein Martinshorn, jetzt ist er total überfordert und bedroht die neben ihm stehende Omi mit seiner Pistole. Vor der Bank wird der Platz evakuiert, Scharfschützen gehen in Position, Hubschrauber kreisen. Ganz schön viel Stress für einen braven Bürger.

Sie hatten viele Jahre mit Drogendealern zu tun. Wie unterscheiden die sich vom klassischen Bankräuber?

Nicht alle Dealer sind langhaarig, schmutzilig und sie fahren auch nicht alle einen alten Mercedes. Wenn man jahrelang mit ihnen arbeitet, erkennt man sie an ihren Verhaltensweisen. Ein Drogendealer hat zum Beispiel nur kurze Kontakte zu seinen Kunden und geht immer zeitversetzt mit ihnen in eine Wohnung oder zu einem Treffpunkt. Seine Welt ist gefährlich und geheimnisvoll. Er kann viel Geld verdienen, lebt aber in ständiger Angst, entdeckt zu werden. Das hat schon was Faszinierendes!

Das klingt, als könnten Sie solche Leute gut verstehen?

Ja, unbedingt! Ich denke, dass jemand wie ich, der immer die Herausforderung suchte, auch einen Geiselnnehmer besser versteht. Wenn man dagegen im Reihenhaus wohnt und jeden Samstag den Garten mäht, tut man sich natürlich schwer, einen Drogendealer zu verstehen. Der Drogendealer sieht das Ganze als Spiel. Der Fahnder aber auch. Es ist nicht so, dass der Dealer Drogen verkauft um reich zu werden und der Fahnder ihn verfolgt um Drogen zu bekämpfen. Beide reizt diese gefährliche Welt, deshalb sind sie sich so ähnlich.

Was war ihr spannendster Fall ?

Während meiner Zeit bei der uniformierten Polizei rief einmal eine Frau an und schrie: „Mein Nachbar hat sich gerade vor meinen Augen erschossen!“ Als wir das Haus betraten, fielen zwei Schüsse. Ein Mann stand am Treppengeländer im fünften Stock und feuerte auf uns. Dann lief er in seine Wohnung und ließ die Tür offen stehen. In unserem Jagdinstinkt folgten wir ihm in die Wohnung, wo er seiner Frau die Pistole an die Schläfe hielt. Von seiner Stirn floss Blut, weil er sich mit der Gaspistole vor den Augen seiner Nachbarin „erschossen“ hatte. Wenn man so eine Gaspistole beim Schuss auf die Haut aufsetzt, platzt sie auf und blutet sehr stark. Dass das nur eine Gaspistole war, erfuhren wir allerdings erst später. Ich sehe noch genau das Bild vor mir: Die Wohnung war sehr unaufgeräumt, hinter uns ein schmaler Flur, rechts die Küche, geradeaus das Wohnzimmer mit einer Couch, die Ehefrau, die uns entgeistert anstarrte. Der Geiselnnehmer atmete schwer und laut, war betrunken. Er war ungefähr 35 Jahre alt, schlank, trug Jeans und Pullover. Zu uns sagte er: „Verschwindet, sonst drücke ich ab!“

Wären Sie gerne verschwunden?

Nein, das nicht. Instinktiv will man sich wehren, das Gegenüber angreifen.

Was haben sie dann getan?

Wenn der Stress zu groß wird, reagiert jeder irrational. Das musste ich unbedingt vermeiden, stattdessen nichts kaputt machen, keine Beleidigungen, keine Schuldzuweisungen, sondern eine Gemeinsamkeit finden. Sobald man zu sprechen beginnt, ist die größte Gefahr schon vorbei. Diesem Geiselnnehmer haben wir also erklärt, dass wir nicht gehen werden, da wir für ihn und die Geisel die Verantwortung tragen. Wichtig ist dann die Frage: „Wie wollen wir das gemeinsam lösen?“

In Ihrem Buch schreiben Sie: „Das Ziel einer Verhandlung ist nicht der Sieg, weil jeder Sieger einen Verlierer hat.“ Ist der Geiselnnehmer nicht immer Verlierer?

Nein, auch er kann profitieren, indem er weiterlebt, nicht verletzt wird und vielleicht seine Arbeitsstelle behalten kann. Wir können natürlich auch beim Staatsanwalt ein gutes Wort für ihn einlegen. Man darf dabei aber nie etwas versprechen, das wäre das Schlimmste, was man machen kann. Es kann höchstens ein gegenseitiges Einverständnis sein nach dem Motto: „Wenn du etwas für mich tust, dann tue ich auch was für dich.“

Gibt es eine Grenze, an der Sie sagen würden: „Hier hat verhandeln hat keinen Sinn mehr“?

Nein, verhandeln muss man immer. Sogar mit Leuten wie Saddam Hussein oder Bin Laden.



Drucken, Nähen, letzter Stich: Ein Fußball entsteht.

Made in Pakistan



Fußball ist grenzenlos. Und doch kommen siebzig Prozent aller Bälle aus einer Stadt in Pakistan. In Sialkot leben rund 40 000 Menschen von der Produktion des runden Kunstleders. Bis vor kurzem waren vor allem noch Kinder mit dem Zusammennähen der Bälle beschäftigt.

*Text: Carsten Stormer
Foto: Sebastian Lasse*

• In ihrem neuen Leben möchte sie Ärztin werden. In ihrem alten war sie Ballnäherin. Manchmal hilft sie noch ihrer Mutter. Allerdings erst nach den Hausaufgaben, denn die zehnjährige Aisha darf endlich in die Schule gehen. „Ich möchte später anderen helfen“, sagt sie und zieht ihre weiße, schon ein wenig löchrige Schuluniform glatt. „Als Ärztin würde ich mich vor allem um arme Menschen kümmern. Ich bin ja selber arm.“ Aisha lebt mit ihrer Familie in Nanowali, einem kleinen Dorf fünfzig Kilometer westlich von Sialkot. Ein paar Dutzend aus Naturstein gebaute Häuser, eine Moschee, drei Krämerläden. In den Kopfstein gepflasterten Gassen trocknen zu Kugeln geformte Kuhfladen, Heizmaterial für kalte Nächte. In kleinen Gärten zwischen und vor den Häuschen wachsen Spinat und Karotten.

Bis zu vierzig Millionen Bälle im Jahr werden von Sialkot in die ganze Welt verschifft.

„Wenn diese Schule nicht wäre, müsste ich immer noch Fußbälle nähen und könnte nicht mal einen Fahrplan lesen“, sagt Aisha auf dem Weg zur Schule, die am Dorfrand liegt. Das schwächliche Mädchen mit den großen Augen sitzt in der dritten Bank und hebt eifrig den Finger, wenn Lehrer Abdul Razaq seine Fragen stellt. „Heute unterrichte ich siebzig Kinder in dieser Schule, vorher waren es zehn“, sagt der 25-jährige.

Nanowalis Bewohner haben beim Bau der Schule selbst angepackt. „Jeder hat geholfen“, erzählt der Lehrer. Einer hatte einen Freund in einer Ziegelei, der besorgte die Steine. Ein anderer spendete vier Säcke Zement, die eigentlich für sein Haus bestimmt waren. Das ließ den weißbärtigen Lal Din nicht ruhen, der selbst nie zur Schule gegangen war, es sich aber nicht nehmen ließ, die Mauer um das Gebäude zu ziehen. „Wenn die Kinder was lernen, haben wir alle was davon“, sagt der Alte, blickt auf die Uhr, entschuldigt sich und verschwindet hastig. Er muss in die Moschee, das Mittagsgebet ausrufen.

Mit seinem 'Allah-U-Akbar' das aus den Lautsprechern des Gotteshauses dröhnt, endet der Unterricht. Auf dem Weg nach Hause erzählt Aisha von ihrer Zeit als Näherin. Wie

ihr die Kunststoffäden tief Wunden in die Hände geschnitten haben und die Nadeln in die Finger stachen. Jeden Tag saß sie neun Stunden gebückt und verkrampft auf ihrem Hocker, mit verspanntem Rücken und schmerzenden Knien. Anfangs schaffte sie nur einen Ball am Tag, später zwei. Zwanzig Rupien erhielt sie dafür, vierzig Cent.

Sialkot, im pakistanischen Punjab. Die staubige, quirlige Industriestadt, an der indischen Grenze, gilt als Hauptstadt der Fußballproduktion. Bis zu vierzig Millionen Bälle verlassen die Fabriken zu den Bolzplätzen der Welt. Siebzig Prozent der Weltproduktion. Etwa vierzigtausend Menschen, die vom Nationalspiel Cricket begeistert sind aber vom Fußball leben, arbeiten in der Industrie für alle großen Markenhersteller: Adidas, Nike, Puma, Reebok, Select Sports, Mitre. Im Jahr 2004 lag der Umsatz bei umgerechnet 185 Millionen Dollar. Die handgenähten, sauber verarbeiteten Bälle sind für ihre Qualität berühmt und die Stadt ist für ihre niedrigen Löhne berüchtigt. Nur in China arbeitet man noch billiger; aber lange nicht so gut.

Die Produktion von Sportartikeln hat Tradition in Sialkot. Ende des 19. Jahrhunderts stationierte die Kolonialmacht England einen ihrer größten Truppenverbände in der Stadt. Die Bevölkerung reparierte bald Sportartikel aller Art für die Soldaten und stellte sie schließlich selbst her – Cricket-, Hockey- oder Poloschläger; und Fußbälle. In den siebziger Jahren sicherten sich Firmen aus Sialkot die Rechte für die Produktion des 'Tango', mit dem die Fußball-Weltmeisterschaft in Argentinien ausgetragen wurde. Die Wirtschaft boomte, und mit ihr die Kinderarbeit.

Die Arbeitszeiten lang, der Lohn gering. Ideale Produktionsbedingungen für maximale Gewinne. Drei bis fünf Bälle schafft ein erwachsener Näher in neun bis zehn Stunden. Dafür erhält er umgerechnet vierzig bis sechzig Cent pro Ball. Sportartikelunternehmen kaufen die fertigen Bälle für zwei bis zwölf Euro von den Herstellern in Sialkot – je nach Qualität. Am billigsten sind qualitativ minderwertige Werbebälle. Die nach FIFA-Maßstäben produzierten Fußbälle am teuersten. Später gehen diese für bis zu hundertsechzig Dollar über die Ladentheke.

Eine Studie der Vereinten Nationen ergab, dass 1996 rund 7 000 Kinder unter 14 Jahren in den Ballfabriken von Sialkot arbeiteten. Im Februar 1997 beschlossen die Handelskammer



Drei bis fünf Bälle schafft ein Näher am Tag. Pro Ball erhält er im Schnitt 40 Cent.

von Sialkot, die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) und das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen (UNICEF), dass kein Kind unter 14 Jahren in den Fußballfabriken arbeiten darf. Der Beschluss hat Erfolg und Bestand. „In den vergangenen drei Jahren haben wir nicht ein arbeitendes Kind in den Fabriken angetroffen“, sagt Nasir Dogar, der bei der „unabhängigen Überwachungsgesellschaft“ (IMAC) für die Kontrolle des Verbots zuständig ist.

„Sie werden keine arbeitenden Kinder sehen. Das ist Vergangenheit.“

Seine Arbeit begann damit, dass er im Auftrag der ILO die Stadt nach Betrieben durchkämmte, in denen Kinder unter 14 Jahren arbeiteten. „Das musste schnell gehen“, erklärt er. „Denn innerhalb von nur achtzehn Monaten wollten wir Sialkot von der Bestie Kinderarbeit befreit haben.“ Die Organisation finanzierte Schulprogramme für Kinderarbeiter aus der Fußballproduktion. 255 solcher Schulen entstanden, in denen man auch Kindern jenseits des Grundschulalters Lesen und Schreiben beibringt. Ein Privileg in einem Land, in dem die Analphabetenrate bei 60 Prozent liegt. In Workshops und Ausbildungen schulen sie um zu Schneiderinnen, Schlossern oder Schreibern. Nasir Dogar kramt eine Statistik aus der Schublade heraus: Über zehntausend ehemalige Ballkinder beendeten die Grundschule. Die Hälfte von ihnen setzte die Schulausbildung fort. „Langfristige Lösungen“, wiederholt er und schiebt sich eine silberne Strähne aus dem Gesicht.

Doch Bildung allein schützt vor Hunger nicht. „Kinderarbeit zu verdammen löst das Problem nicht“, betont er und schüttelt seine weiße Mähne. „Die Familien waren doch auf das Einkommen der Kinder angewiesen.“ Deshalb gewährt die ILO den Eltern Kleinkredite, mit denen sie ihr eigenes Geschäft aufbauen können. Dogar blättert eine Akte durch und bilanziert die Maßnahme: Danach erhielten 2 100 Familien umgerechnet 150 Euro für einen neuen Anfang. „Es entstanden kleine Frisörsalons oder Teehäuser. Wasserpumpen sorgen für frisches Trinkwasser, Häuser bekamen neue Dächer.

Um die Lücke zu schließen, die tausende von Kinderarbeitern hinterlassen haben, verlagerte die ILO Nähzentren von den Fabriken in die Dörfer. Auf diese Weise finden erwachsene





Ein Jägermeister-Ball besteht aus 32 Waben, die mit 650 Stichen zusammengenäht werden.

Getrennt nach Geschlechtern sitzen Näher und Näherinnen auf dem Boden der kleinen Werkstätten.



Frauen Arbeit und können ihre Familie unterstützen. In der strikten Männergesellschaft der pakistanischen Provinz ist es undenkbar, dass eine Frau ihr Dorf verlässt, um zu arbeiten. „Die Rechnung ist einfach“, sagt er, „Mütter arbeiten, während ihre Kinder zur Schule gehen. Wenn sie die Schule beendet haben, finden sie bessere Jobs und können den Lebensstandard der Familie verbessern. Das versteht jeder.“

Dogar spielt gerne mit Zahlen. Sie sprechen für sich: 125 Hersteller kooperieren inzwischen mit seiner Organisation. 2 200 Nähzentren werden regelmäßig überprüft, rund 90 000 Kontrollbesuche waren es in den vergangenen drei Jahren. „Fünfundneunzig Prozent aller Fußballproduzenten kooperieren mit uns“, berichtet er. „Dafür erhalten sie ein Zertifikat, dass keine Kinder in ihren Betrieben arbeiten.“ Dann wird er nachdenklich. „Wir sind hier stolz auf unsere Fußbälle. Es sind die besten der Welt. Wir müssen aufpassen, dass das Fußballhandwerk nicht ausstirbt, weil es Jugendliche nicht mehr erlernen wollen.“

In der IMAC Zentrale sitzt Sayed Abbas, 29, vor einem Computer, druckt Einsatzpläne aus und zupft gedankenverloren an seinem buschigen Schnurrbart. Hinter ihm stapeln sich Aktenordner. „Kausar, Asma, Asfa! Ihr fahrt heute in den Distrikt Narowal. Viel Spaß, es wird ein langer Tag“, ruft er grinsend drei Frauen zu. Sie gehören zu fünf Kontrollteams, die täglich einige der bei IMAC registrierten Nähereibetriebe überwachen.

Der Geländewagen kriecht durch das Verkehrsgewühl der Stadt; vorbei an vollbesetzten Minibussen, Eselskarren und Motorrikschas. An der Stadtgrenze hören die geteerten Straßen auf und die Provinz beginnt. Kausar Perveen, 32, bindet ihre langen Haare zu einem Pferdeschwanz und rückt ihr Kopftuch zurecht. Sie ist Einsatzleiterin eines Beobachtungsteams von IMAC. „Lassen Sie Ihre Vorurteile zurück“, sagt die in England studierte Frau mit feinstem Oxford-Akzent. „Sie werden keine arbeitenden Kinder sehen. Das ist Vergangenheit. Wir geben Kinderarbeit keine Chance, indem wir jedes Nähzentrum alle sechs Wochen besuchen.“

Nach zwei Stunden hält der Wagen in einer der vielen Gassen des Dorfes Pakhokay. Auf einem Abfallhaufen veranstalten grölende Knaben ein Cricketmatch. Zwei Mädchen fangen einen störrischen Esel. Im Rinnstein dampft die Gasse. Perveen klopft an eine Tür, wird eingelassen und in den Innenhof ge-



Arbeiter prüfen, ob die Innenblasen dicht sind.

führt, wo elf Frauen in bunten Kleidern sitzen. Zwischen ihren Knien klemmen halbfertige Fußbälle.

Vor ihnen liegen Kunstlederecken mit einer eingebrannten Registrierungsnummer des Auftraggebers. „Durch die Nummern können wir kontrollieren, welche Firma hier nähen lässt. Das ist ein weiterer Kontrollmechanismus“, erklärt Perveen. Die jungen Frauen lachen und tauschen Tratsch aus. Wer ist schwanger, wer wird verheiratet? haben die Eltern eine Vogelscheuche oder einen Adonis zum Gemahl erkoren? Währenddessen pieken Henna bemalte Hände Nadeln durch den Kunststoff. An beiden Mittelfingern tragen die Frauen dicke Plastikringe, als Schutz gegen die gewachsenen Schnüre, die leicht ins Fleisch schneiden können.

Perveen geht ihre Checkliste durch: Arbeitsbedingungen – OK. Es gibt eine Toilette – OK. Lichtbedingungen – OK. Die Arbeiterinnen sitzen im Freien, auf einer Bastmatte oder auf kleinen Hockern – OK. Kleines Extra des Subunternehmers: Eine Stereoanlage, aus der leise pakistanische Popmusik ertönt.

Stechen und ziehen im Takt des Beats. „Die Arbeit ist nicht schlecht“, sagt Shubana Mehrem, 16. Ihre Schwester Bushra, 24, sitzt ihr gegenüber und kichert. „Wie könnte sie schlecht sein. Sie hält uns am Leben.“ Ein silbernes Handy liegt zwischen den beiden Schwestern. Sie nähen gerade an ihrem zweiten Ball. Sechsenddreißig Rupien erhalten sie für jede Kugel. „Das meiste Geld geben wir unser Mutter. Ein bisschen behalten wir für uns“, sagt Bushra. Um ab und zu mal eine Musikkassette mit ihren Lieblingshits oder ein Kleidungsstück zu kaufen. Oder das Handy, das sich beide teilen.

Shubana war elf, als sie begann Fußbälle zu nähen. Ihre Mutter hielt die Familie mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser, während der heroinabhängige Vater sich die wenigen Rupien für Schuluniform und Bücher in die Venen schoss. Shubana, Bushra und ihr Bruder nähten Bälle, um zu überleben.

Der Vater starb vor einigen Jahren. Traurig sind die Mädchen drüber nicht. „Seitdem haben wir mehr Geld. Es geht uns gut“, sagt Shubana. Gut genug, um den zehnjährigen Bruder zur Schule zu schicken. Der einzige in der Familie, der Lesen und Schreiben gelernt hat. Weder Shubana noch

Bushra können eine Zeitung lesen oder einen Arbeitsvertrag unterschreiben. „Er soll mal Lehrer werden, dann verdient er gut und kann uns unterstützen“, sagt Bushra, Shubana nickt. Bildung sehen sie als Investition.

Am Ende kontrolliert Perveen, ob die Menge des Materials mit der Zahl an Bällen übereinstimmt. „Sind weniger Bälle vorhanden, könnte dies auf Heimarbeit deuten, somit auch auf Kinderarbeit. Die Leute wissen, dass sie kontrolliert werden. Nur wann, das ahnen sie nicht“, erklärt sie und geht auf eine Bretterbude zu. Dreihundert Plastiktüten mit Lederwaben lieferte der Subunternehmer heute morgen. Material für dreihundert Bälle liegt im Schuppen. Hier ist alles okay. Perveen lächelt zufrieden. In ein paar Tagen wird ein Eselskarren das Nähzentrum verlassen, geführt von einem zahnlosen Alten und beladen mit dreihundert fertigen Bällen.

Auf den Bällen prangt in roten Lettern: „Gerolsteiner natürliches Mineralwasser.“

„Die Situation hat sich in den letzten Jahren tatsächlich signifikant geändert“, sagt Anita Khawaja. Die 64-jährige Deutsche lebt seit dreißig Jahren in Pakistan. Ihr Mann hat die Firma Anwar Khawaja Industries (AKI) gegründet, einer der größten Fußballhersteller in Sialkot. Anita Khawaja leitet das Sialkot Anwar Khawaja Health and Education Project (SAHEP). Die Organisation setzt sich gegen Kinderarbeit ein und für die Verbesserung der „wirtschaftlichen und humanitären“ Situation der Arbeiter. Alle ihre Subunternehmen mussten sich verpflichten, keine Kinder unter 14 Jahren zu beschäftigen, und keine Materialien an Eltern zu geben, die ihre Kinder zu Hause arbeiten lassen könnten.

„Die Kinder unserer Näher gehen alle zur Schule. Dafür sorgen wir“, sagt die resolute Dame mit einem strengem Blick über ihre dicken Brillengläser. Jede Familie erhält umgerechnet fünfundzwanzig Euro für Schuluniformen, Schuhe und Bücher. 1 140 Näher arbeiten für die Firma ihres verstorbenen Mannes. Alle Arbeiter und deren Familien erhalten medizinische Betreuung. „Wird jemand in der Familie krank, übernimmt SAHEP die Kosten. So verhindern wir, dass Kinder die Arbeit der Eltern übernehmen.“



PVC-Matten werden mit Latex bestrichen und mit Baumwolltüchern belegt, aus denen dann die Waben gestanzt werden.



Eine alte Frau lässt Luft aus den Bällen um sie leichter zu verschiffen. Auch Gerolsteiner und Bitburger lassen in Sialkot fertigen.

Kinderarbeit bleibt dennoch ein Problem, allerdings nicht mehr eines der Fußballfabrikation. „Manche Kinder wurden einfach in andere Industriezweige gesteckt“, sagt sie. Zum Beispiel in Fabriken, die chirurgische Instrumente herstellen, der anderen großen Industrie von Sialkot.

„Es reicht zum Leben und um unsere Tochter zur Schule gehen zu lassen.“

Fußbälle werden in allen Fabriken auf die gleiche Art gefertigt. Zwei Männer verkleben Polyurethan- oder PVC-Matten und Baumwolltücher mit Latex. Diese gehen in eine Heizkammer, wo sie bei siebzig Grad zwölf Stunden trocknen. Aus den Matten stanzen Maschinen Waben; für jeden Ball 32 Stück. Zwanzig Hexagramme und zwölf Pentagramme mit einer Seitenlänge von fünf Zentimetern. Anschließend werden die Waben bedruckt – mit Logos, Zahlen, Farbe, oder dem Portrait von David Beckham. Der Subunternehmer fährt die Teile in die Nähzentren, wo sie per Hand zusammengenäht werden. Aufgepumpt landet der Ball wieder in der Fabrik. Qualitätskontrolle, Export, Tor.

Die Welt von Quasim besteht aus acht Quadratmetern und einer pedalbetriebenen Presse. Drückt der Fuß nach unten, knallt es, als wenn ein Fußball platzt. Alle zwei Sekunden knallt es und ein sechseckiges Stück Kunststoff segelt zu Boden. Hunderte davon liegen dort. Gegen den Lärm hat sich Quasim Stofffetzen in die Ohren gestöpselt.

In einem Nebenraum sitzen je vier Männer und Frauen zwischen zwei Bergen aus Fußbällen. Einem Haufen mit aufgepumpten, einem mit platten Kugeln. Neonlicht scheint in grauen Gesichter. Es riecht nach Benzin und Kunststoff. Die Frauen stecken ein Ventil in jeden Ball, säubern ihn mit Benzin, dann reichen sie das Leder an die Männer weiter. Draufknien, Luft rauslassen, Ventil abnehmen, Ball nach hinten werfen. Automatisierte Bewegungen. Auf den Bällen prangt in roten Lettern: Gerolsteiner natürliches Mineralwasser.

„Platt sind sie leichter zu verschiffen. Mehr Platz, mehr Bälle, mehr Geld“, sagt Khalid N., 40, Besitzer einer kleinen Fabrik am Stadtrand. Er hält einen blauen Ball vor seinen dicken Bauch, darauf steht: 1860 München. Darunter: Made in Pa-

kistan, kinderarbeitfrei. 250 000 Fußbälle pro Jahr stellt sein Betrieb her. Fünfundsechzig Angestellte erledigen das.

„Von neun bis fünf wird bei uns gearbeitet“, sagt Khalid und übersieht, dass die Uhr schon auf halb sieben zeigt. Was sie verdienen? Der Manager räuspert sich und blickt auf seine Arbeiter. „Nicht hier“, flüstert er, geht in sein Büro und schließt die Türe. „Dreitausend Rupien“, sagt er, nach langer Überlegung. Fünfundfünfzig Euro im Monat. Khalids Gesicht läuft rot an, als wenn er bei einer Lüge ertappt worden wäre.

Einen Stock höher sitzt ein junger Mann mit glasigen Augen in einem fensterlosen Raum und bedruckt orangefarbene Waben mit einem Schriftzug: Jägermeister. Offene Lackdosen auf den Tischen dünnen sich aus. Terpentin- und Ammoniakdämpfe beißen in die Augen. „Am Anfang stört der Geruch. Nach einiger Zeit gewöhnen sich die Arbeiter daran“, sagt der Chef. Der Mann mit den glasigen Augen schweigt.

Auf einer Terrasse, so groß wie ein Strafraum, hocken dreizehn Männer im diffusen Licht von Neonröhren und nähen Waben zu Bällen zusammen. „Die Bestellungen haben um fünfundzwanzig Prozent zugenommen“, sagt Khalid stolz. Dank der Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland. Die Löhne blieben niedrig. Ein Junge blickt hoch und reicht dem Chef einen fertigen Ball. Der Chef dreht und wendet ihn, lässt ihn fallen. Jägermeister kullert über den Boden.

Zurück in Nanowali. Aisha rennt nach Hause. Ihre Mutter sitzt im Innenhof auf dem Boden und näht mit den anderen beiden Töchtern Fußbälle. Der Vater lehnt an der Mauer und raucht, ihm steht die lange Arbeitslosigkeit in die Stirnfalten geschrieben, der Mutter die Sorgen in die Wangenfurchen. Aisha umarmt die Frau und beginnt den Hof zu fegen. Mit dem Einkommen des Vaters, der wieder als Bauarbeiter schafft, verfügt die Familie über sechstausend Rupien im Monat. Hundert Euro. „Uns geht es heute gut“, sagt Vater Azif, 40, „es reicht zum Leben, und um unsere Tochter zur Schule gehen zu lassen.“ Aisha springt im Hof herum und erzählt ihrer Mutter, was sie in der Schule gelernt hat. „Mir geht's gut, wie geht's Dir“, sagt sie auf Englisch und strahlt über das ganze Gesicht. „Unsere Jüngste ist die erste in der Familie, die lesen und schreiben kann“, sagt der Vater, „bis sie verheiratet ist, darf sie weiter lernen.“

Führungskräfteentwicklung

vor Ort

Kommunikation

bedarfsorientiert

Soziale Kompetenz

maßgeschneidert

Sprachen-Training

flexibel

Datenverarbeitung

individuelle Beratung



BMReutlingen

Spendhausstraße 6
72764 Reutlingen
Tel.: 0 71 21 3 36-1 26
Fax: 0 71 21 3 36-1 11
kontakt@bmirt.de
www.bmirt.de

IHR SCHRITTMACHER FÜR PERSONALENTWICKLUNG mit Erfolgsgarantie!



business & management institut der volkshochschule reutlingen



**Wir fördern die
Zeitenspiegel-Reportageschule Günther Dahl.**

Wir sind mittendrin im Leben - als verlässlicher Partner für unsere Kunden vor Ort
und als genossenschaftliche Bank inmitten eines starken Finanzverbunds.



www.volksbank-reutlingen.de

Pssst!

**Mitten im geschwätzigen Berlin
haben sich die „Rosa Schwestern“
zum Schweigen verpflichtet**

*Text: Minka Wolters
Foto: Paul Hahn*

• Im Café Schmitz ist heute die Trüffeltorte im Angebot, das große Stück für 2,70 Euro. Nebenan werden im Papierwarenladen Zeitschriften und Lottoscheine über die Theke gereicht. Sonst bestimmen große Gründerzeithäuser das Bild. Die Bayernallee in Berlin-Charlottenburg ist eine gutbürgerliche Hauptstadtstraße wie viele und doch einzigartig. Das liegt an der Hausnummer 31. Die Fenster des unscheinbaren Gebäu-

„Von unserem Kloster aus können wir weltweit helfen. Das Gebet kennt keine Grenzen“

des aus den 30er Jahren sind mit Gardinen verhangen, nur ein dünner Schlitz für Briefe und eine Messingklingel, die schon lange nicht mehr poliert wurde, weisen darauf hin, dass hier jemand wohnt. Es dauert eine Weile, bis sich nach den Klingeln im Inneren des Hauses etwas rührt. Ein Türsummer geht, und die schwere Haustür öffnet sich einen Spalt. „Kommen Sie herein“, sagt eine Frau in rosaroter Tracht, „wir haben Sie schon erwartet.“ Ein merkwürdiger Satz um diese Uhrzeit. Es ist gerade einmal kurz nach fünf Uhr morgens. Durch einen langen, dunklen Flur läuft die Nonne voraus direkt zu einer kleinen Kapelle. Ein wenig müde sehen sie aus, die 17 Frauen. Ein paar Junge, ein paar Ältere, ein paar Füllige und drei ganz Dünne haben sich in der Klosterkapelle versammelt. Es ist Punkt 5.25 Uhr, die Luft ist kalt und riecht ein wenig abgestanden, zart überlagert von Weihrauch. Zum ersten Chorgebet des Tages, der Laudes, haben sich die „Dienerinnen des Heiligen Geistes von der Ewigen Anbetung“ hier versammelt. Sie sitzen sich in Zweierreihen gegenüber, ihre Stimmen klingen ein wenig blechern bei der ersten Lobpreisung des Tages. Beim Vaterunser dann erheben sie sich und wenden sich dem Altar zu. Oberin Maria Magdalena, die Leiterin des Anbetungsklosters, ist mitten unter ihnen – den „Rosa Schwestern“, wie sie wegen ihrer pastellfarbenen Tracht genannt werden. Mit der rosaroten Farbe des Kleides soll „an die Liebesglut des Heiligen Geistes“ erinnert werden. Dem ist auch die schlichte Kapelle gewidmet. Nur ein paar kunstvoll gearbeitete Mosaikfenster schmücken den Raum und lassen ein bisschen Tageslicht hinein. Zwischen den Bänken der Schwestern und



denen der Gottesdienstbesucher ist vom Boden bis zur Decke ein schweres Eisengitter eingelassen. Es soll die Abgrenzung von der äußeren, profanen Welt symbolisieren.

Nach dem letzten Ton des Gesangs wird es still. Nur das Rascheln der Faltenröcke und das Schaben der Absätze auf dem kalten Steinboden stören die Ruhe, der sich die Klausurschwester für ihr ganzes Leben verschrieben haben. Sie gehen zurück in ihre Zellen zum einstündigen stillen Gebet. Vor den Klostermauern schwillt jetzt der morgenliche Berufsverkehr seinem Höhepunkt entgegen. Doch vom Trubel der Großstadt bekommt man drinnen nichts mit. Der Gründer des Ordens, Arnold Janssen, hat die Regeln vor 110 Jahren



aufgestellt. Seither gilt das Schweigegebot unverändert. Denn nur in der stillen Anbetung erfüllen die Nonnen ihre Aufgabe. „Uns ist das Gebet für die Priester, für die Einheit im Glauben und für jegliche Not und Drangsal in der Welt aufgetragen,“ so steht es in den Faltblättern für Interessierte. Mit dieser Aufgabe fühlen sich die Klosterfrauen von Gott betraut, er hat sie zu Hilfe gerufen. Arbeit in einem praktischen Bereich, etwa in der Dritten Welt, kommt für sie nicht in Frage: „Von unserem Kloster aus können wir weltweit helfen. Denn das Gebet kennt keine Grenzen“, sagt Maria Magdalena.

Gesprochen wird lediglich an den Mittagsmahlzeiten und da auch nur dienstags, donnerstags und samstags, sowie jeden

Abend eine Dreiviertelstunde nach dem Abendessen. „Ansonsten reden wir, was zum Arbeiten notwendig ist“, sagt die Oberin. Sie teilt ihre Schwestern zur täglichen Arbeit ein: Fenster putzen, Kartoffelschälen, Staubwischen. „Jede macht das, was sie kann, was Gott der Einzelnen zutraut“. Es ist jetzt kurz vor neun Uhr. Die Heilige Messe um acht war wieder einer der festen Termine im strengen Tagesablauf und nun gibt es Frühstück. Auf der langen Tafel aus Fichtenholz sind Kaffee, Schwarzbrot, Butter und einige Marmeladentöpfe aufgetischt. Schweigend sitzen die Nonnen beisammen, nur das kratzende Geräusch der Messer auf den geblühten Frühstückstellern ist zu hören. Und die große Schelle, die aus dem Lautsprecher direkt neben der Tür zur Küche dringt. Ihr

Nie mehr nach Hause fahren und alte Freunde treffen, kein Kinobesuch, kein Latte Macchiato im Café. Ausnahmen gibt es nicht.

Klang wird von morgens bis abends allviertelstündlich in alle Klosterräume übertragen und soll den Schwestern helfen, sich der Gegenwart Gottes bewusst zu werden. Während des Frühstücks darf allein Schwester Maria Dolores aus Brasilien sprechen, sie steht am Sprechpult und liest eine Geschichte aus dem Alten Testament vor. Die Rolle der Vorleserin wechselt täglich. Alle Mahlzeiten nehmen die Schwestern im karg eingerichteten Speisezimmer ein. Einige Heiligenbilder schmücken die Wände des Raumes, der nur Platz für den Esstisch und zwei größere Geschirrschränke bietet.

Der Aufenthaltsraum ist da schon gemütlicher gestaltet mit großen schokoladenbraunen Cordsofas und vielen Leselampen: Hier hat die Oberin den Gast von der Außenwelt gebeten, denn die Zellen und die Arbeitsräume des Klosters sind für Besucher tabu. Schwester Maria Magdalena trägt eine Brille mit dicken Gläsern, die die 46-jährige ein wenig streng erscheinen lassen. Doch auf dem glatten Gesicht haben sich ein paar kleine Lachfältchen um die Augen eingegraben, die der ernstesten Frau etwas Heiteres verleihen. „Sie können vorbeikommen“, hatte die Oberin am Ende des letzten Telefongesprächs gesagt, „aber nur für einen Tag, länger geht wirklich nicht.“ Nun sitzt sie ganz bequem in einem Ohrensessel und hat die Beine übereinander geschlagen. Unter ihrem rosafarbenen Ornat schaut ein cremefarbener Woll-Unterrock hervor, ihre Füße stecken in beigen Sandalen. An der Wand hängt ein Spruch: „Im Schatten Seiner Flügel wohnen wir.“

Die Kloster-Chefin hat soeben die Tagesarbeiten an ihre Schwestern verteilt und sich selbst vom Schweigegelübde entbunden. Besucher kommen selten ins Kloster. „Wir brauchen nicht mehr als unsere Kapelle, unser Haus und den Garten. Das ist unser Lebensraum, hier sind wir eins mit Gott, und wir bleiben, wir harren aus.“ Für alles andere ist in ihrem Leben kein Platz. Die Schwestern verzichten nicht nur auf eine eigene Familie und auf Kinder. Es ist ein freiwilliger Verzicht auf viel, viel mehr: Nie mehr nach Hause fahren und alte Freunde treffen, kein Kinobesuch, kein Latte Macchiato im Café und schon gar kein Bierchen in der Kneipe um die Ecke. Kein Stadtbummel, kein Konzert- oder Theaterbesuch, keine Reisen. Nichts mehr, nie mehr, Ausnahmen gibt es nicht. „Ich war 21, als ich dem Orden beitrat.“ Maria Magdalena – ihren ursprünglichen Namen will sie nicht nennen – war im friesischen Oldenburg aufgewachsen. Bis dahin war alles ganz normal verlaufen: behütete Kindheit mit drei Geschwistern, Realschule, Ausbildung zur Bürokauffrau. Doch schon als

Kind hatten sie die Benediktiner-Schwester in der Nachbarschaft fasziniert, und das Bild dieser von Gott ergriffenen Nonnen ließ sie nie wieder los. „Ich lief als Mädchen schon immer ins Kloster und war von der Frömmigkeit der Frauen tief berührt.“ Später dann begab sie sich auf die Suche und schaute sich Klostersgemeinschaften in ganz Deutschland an. Dass sie Nonne werden wollte, war klar für sie, nicht jedoch, welchem Orden sie beitreten sollte. Maria Magdalena vertraute auf ihr Bauchgefühl: „Als ich die Kapelle betrat, wusste ich intuitiv, dass ich hierhin gehöre. Gerade die unendliche Stille zog mich besonders an. Wenn schon, denn schon.“

Mit dem Eintritt in den Orden der Rosa Schwestern änderte sich nicht nur ihr Verhältnis zur Welt, auch die Beziehung zu ihrer eigenen Familie war von einem auf den anderen Tag gekappt. Nur drei Mal im Jahr darf eine Nonne Familienbesuch empfangen – und das auch nur in einem durch ein Eisengitter abgeteilten Raum. Ein Händedruck durch das Gitter ist erlaubt – mehr nicht. Die Entscheidung für das Klosterleben bedeutet den absoluten Verzicht auf körperliche Nähe. Verbietet der Zölibat jede Form sexuellen Kontakts, gehen die Rosa Schwestern noch einen Schritt weiter. Sie verzichten auch auf jede andere Form von Körperkontakt: Kein liebevolles Übers-Haar-Streicheln der besuchenden Mutter, keine Umarmung des Vaters.

„Die Distanz zur äußeren Welt wollen wir immer wahren“, begründet Maria Magdalena diese strenge Ordensregel. „In meinem Fall war das aber nicht so schlimm. Ich komme ja aus dem Norden, in meiner Familie wurde sowieso nicht gekuschelt, ein Händedruck war das Höchste der Gefühle. Ich vermisse da nichts. Außerdem glauben wir, dass das Gitter mit der Liebe vereinbar ist.“ Sehr selten dürfen die Schwestern zu Hause anrufen oder einen Brief schreiben. „Zu viele Kontakte nach draußen würden nur vom Gebet ablenken“, erklärt Maria Magdalena. „Wir haben uns alle ganz bewusst für diesen Rückzugsraum entschieden. Wo wir in Gemeinschaft allein mit unserem Herrn sein können, ohne ständig gestört zu werden.“

Selbst als ihre Mutter im Sterben lag, blieb Maria Magdalena ihrem Eid treu: „Ich wusste, dass sie sterben wird und wir uns niemals wiedersehen würden, zumindest nicht in dieser Welt. Doch im Gebet waren wir miteinander verbunden.“ Die Mutter starb ein halbes Jahr später, ohne ihre Tochter noch einmal gesehen zu haben. Auch der Beerdigung blieb die Non-



ne fern. Es fiel ihr schwer, aber: „Familienfeiern wohnen wir grundsätzlich nicht bei. Jeder Lebensweg verlangt Opfer.“

Pünktlich um 12.10 Uhr gibt es Mittagessen. Ein Gemüseintopf aus Kartoffeln, Möhren und Lauch steht dampfend auf dem Tisch. Die Zutaten wurden an diesem Morgen direkt an die Klosterpforte geliefert. Froh sind die Schwestern über die

„Wir bestellen alles, was wir so brauchen, übers Internet. Das klappt ganz wunderbar“

umfangreichen Lieferangebote der umliegenden Supermärkte, die sämtliche Lebensmittel bringen. Ihre Wäsche, aber auch Hygiene- oder Büro-Artikel bestellen die Klosterfrauen über den Versandhandel. Um weniger am Telefon reden zu müssen, bestellen sie inzwischen über das Internet: „Das klappt ganz wunderbar“, sagt Maria Magdalena. Das Kloster finanziert sich weitgehend über Spenden und Zuschüsse aus der Ordenszentrale im niedersächsischen Bad Driburg, wo eine Hostienbäckerei und eine Kerzenzieherei betrieben werden.

Nur in dringenden Fällen verlassen die Schwestern ihr Haus, so wie Maria Magdalena, als sie vergangenes Jahr starke Zahnschmerzen hatte und dreimal zu einem Kieferchirurgen musste. Dann wechselt sie ihr rosarotes Gewand gegen das graue Reisekleid. An die Fahrt mit der U-Bahn denkt sie nur noch mit Schrecken zurück: „Diese Hektik, diese hastenden und flüchtenden Menschen überall!“ Sie empfand es wie eine Befreiung, als sich die Tür ihres Klosters am Abend wieder hinter ihr schloss. „Nein, sagt sie, „dort draußen reizt mich nichts.“

Am Nachmittag ab 14 Uhr gehen die Klosterfrauen nun blaugewandet im Arbeitskleid ihren Tätigkeiten nach. Maria Magdalena kümmert sich um die Verwaltung des Hauses und die anfallende Büroarbeit und hält per Mail Kontakt mit Mitschwestern auf allen Kontinenten. Die anderen pflegen den kleinen Klostergarten, zupfen Unkraut und harken die

Wege, bereiten das Abendessen vor, waschen Salat und spülen das Geschirr oder kümmern sich um den Buchbestand in der kleinen Bibliothek. Eine der Rosa Schwestern ist immer in der Kapelle und kniet anbetend vor dem Allerheiligsten: der Hostie, dem Leib Jesu. Auch während der ganzen Nacht. Im Rotationsprinzip wechseln sich die Nonnen stündlich ab. Mit dem Spruch „Venite adoremus“ (Kommt, lasset uns anbeten) wird der Dienst vor der Hostie an die Nachfolgerin übergeben, die antwortet: „Deo gratias“ (Dank sei Gott). Nur wer alt, gebrechlich oder krank ist, wird von der Nachtschicht befreit.

Es sind diese fünfundvierzig Minuten nach 19 Uhr bis Viertel vor Acht in denen an jedem Tag geredet werden darf, bevor die letzte Heilige Messe des Tages gefeiert wird. Während in den Wohnzimmern der umliegenden Häuser gerade das Voraabendprogramm im Fernsehen läuft, plaudern einige der Nonnen leise miteinander. Schwester Maria Angelina, eine junge Polin, spielt leide auf ihrer Gitarre. Eine andere hat sich ein christliches Buch aus der Bibliothek geholt, Schwester Maria Cordula von den Philippinen stickt an einem neuen Heiligenbildchen. Rund zwei Drittel der Rosa Schwestern kommen aus asiatischen Ländern. In Deutschland und Europa fehlt es an Nachwuchs. Weltweit haben sich nur noch 420 Nonnen dem Orden der Anbetungsschwestern verpflichtet. „In Indonesien oder Indien spielt der Glaube eine viel größere Rolle als bei uns in Europa“, weiß Maria Magdalena. „Das macht uns froh, weil wir wissen, dass unser Orden noch lange weiter bestehen wird.“

Der Tag endet um 21 Uhr direkt nach der Heiligen Messe. Dann herrscht Bettruhe bis zur nächtlichen Anbetungsstunde. Jetzt ist es still. Ganz still. Stiller als überall sonst in Berlin. Das einzige Geräusch ist das Rascheln der Blätter im Klostergarten, die eine Windböe über den Boden fegt.

Hart an der Grenze

„Nun sind wir nach den gemeinen Begriffen unserer Vernunft in Ansehung der Gemeinschaft, darin unser denkendes Subjekt mit den Dingen außer uns steht, dogmatisch und sehen diese als wahrhafte unabhängig von uns bestehende Gegenstände an nach einem gewissen transzendentalen Dualismus, der jene äußeren Erscheinungen nicht als Vorstellungen zum Subjekt zählt, sondern sie, so wie sinnliche Anschauung sie uns liefert, außer uns als Objekte versetzt und sie von dem denkenden Subjekt gänzlich ablöst (Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, 1781).

Was wollte Kant uns sagen?

Kant untersucht an dieser Stelle das sogenannte Leib-Seele-Problem: Wie hängen die ausgedehnten Körper und Objekte unserer sinnlichen Wahrnehmung mit unserer Seele, dem inneren denkenden Erkennen zusammen? Kant behauptet, wir seien in dieser Frage natürliche Dogmatiker, die behaupten, die von uns wahrgenommenen Objekte stünden uns als objektive Gegenstände unabhängig von unseren Vorstellungen gegenüber, so als ob sie mit dem erkennenden Subjekt nichts zu tun hätten. Kants Kritik der reinen Vernunft ist der Versuch, die Unhaltbarkeit dieser dogmatischen Auffassung nachzuweisen. (Dirk Evers, Theologe, Studienleiter am Karl-Heim-HausForschungs- und Studieninspektor am Forum Scientiarum der Universität Tübingen)

Wir glauben, dass die Welt der Dinge so ist, wie wir sie sehen. Aber sie existiert so nur durch uns und für uns. (Hermann Bausinger, emeritierter Professor für Empirische Kulturwissenschaft)

Wenn du bei Nacht von fern noch eben ein rotes Auto verschwinden siehst, das im Dunkeln Fahrerflucht begangen hat, und das dann nie gefunden wird, hat eben ein unbekanntes rotes Auto Fahrerflucht begangen (auch wenn es tatsächlich vielleicht blau war und gerade deshalb nie gefunden wurde ...). (Jürgen Riethmüller, Historiker und Autor, lehrt an der Merz Akademie)

Nix g`wieß woiss mr net. (schwäbisches Sprichwort)

Sturm im Sandkasten

Es gibt Berufe, von denen jeder Autofan nur träumen kann. Jürgen Kern hat seit fast 30 Jahren einen dieser Jobs. Er ist Testfahrer bei Porsche. In der Wüste Dubais surft er mit dem neuen Schwergewicht des schwäbischen Automobilkonzerns – dem Cayenne Turbo S – durch die Dünen.



Text: Karin Kontny
Foto: Markus Leser

• Vor der siebten Düne drehen die Reifen durch. Sand spritzt und hüllt den schwarzen Cayenne in eine Staubwolke. Wie Donnerrollen dröhnt der 521 PS starke Porschemotor durch die Wüste. Dann geht nichts mehr. „Stopp! Du gräbst dich ein!“, warnt Jürgen Kern per Funkgerät den Fahrer im Auto vor ihm und tritt auf die Bremse.

„Eine fast senkrechte Düne zu überwinden. Das reizt mich“, sagt Kern.

Die Schnauze des zweieinhalb Tonnen schweren Geländewagens zeigt hangabwärts. „Im Sand nie auf einer Ebene stehen bleiben, sonst geht’s einem wie dem Kollegen vor uns“, rät Kern, verstaubt das Funkgerät in der Brusttasche der beigefarbenen Weste, steigt aus, setzt sich die Sonnenbrille auf und öffnet den Kofferraum. „Jetzt kommen die Schaufeln zum Einsatz!“ ruft der 51-jährige kurz darauf mit fröhlicher Stimme als ginge es gleich zum Sandburgenbauen. Rund 200 Quadratkilometer misst das Testgelände, ein Riesensandkasten, in den Porsches Heimatstadt Stuttgart hinein passen würde. Hier, in der Wüste von Dubai, können die Testfahrer alles aus dem Cayenne Turbo S herausholen. Wie ein stählerner Büffel wuchtet er sich über Dünen und staubige Täler und fährt dabei trotzdem wie eine spritzige Limousine. „Dass der Cayenne sich in den Sand gräbt, ist einkalkuliert“, erklärt Jürgen Kern und schaufelt den rechten Vorderreifen frei.

Seit fast dreißig Jahren reist Kern als Testfahrer für Porsche um die Welt. „In Finnland war es der Schnee, hier der Sand, mit dem wir zurechtkommen müssen. Wir werden getestet, weniger das Fahrzeug.“ Schweiß tropft von Kerns hoher Stirn, Sand verkrustet die grauen Augenbrauen. An seinem Hals haben sich rote Flecken gebildet. Erst zehn Uhr morgens, aber schon vierzig Grad im Schatten. Manchem Testfahrer, der zu lange auf dem heißen Sand gestanden hat, sind die Schuhsohlen weich geworden. „Testfahrer ist eigentlich der falsche Begriff für unseren Beruf. Den haben wir nicht so gern“, presst Kern zwischen bleistiftdünnen Lippen hervor. „Klingt viel zu geheimnisvoll, so als ob das Auto noch nicht fertig wäre.“ Dabei ist das Entwicklungsstadium längst abgeschlossen, wenn er Gas gibt. „Wir testen, wie das Auto reagiert, wenn sich der Fahrer überschätzt“, erklärt er und lehnt die Schaufel an den Wagen.

Zur Grundausbildung eines Testfahrers gehört es, das Fahrzeug im Grenzbereich bewegen zu lernen. Wüstensand ist eine besondere Herausforderung: Mal ist er weich wie warme Butter, so dass sich der Wagen im Handumdrehen eingräbt, dann wieder hart wie Beton. „Wenn ich zu hart aufpralle, riskiere ich Schäden am Fahrzeug. Und könnte selbst verletzt werden“, erklärt Kern. Bisher ist er noch jedes Mal heil davongekommen. Doch jetzt färbt sich sein Unterarm rot. „Sonnencreme vergessen!“ Schnell zurück hinter das lederne Lenkrad, den Wagen des Kollegen rausziehen. Und weiter geht’s.

Wenn Kern mit dem Cayenne die Dünen hochklettert, macht er das wie die Kamele – leicht schräg. Aber nicht zu schräg. Und bloß nicht zuviel Gas, man



Luft raus aus den Reifen für die Wüstenfahrt.

weiß nie, was hinter dem Dünenkamm auf einen wartet. Mal fällt die Düne steil ab, dann wieder geht es dahinter eben weiter. „Die Orientierung ist das schwierigste in der Wüste“, sagt Kern. Täglich verändern sich die Sandhügel. Wo am Morgen noch eine Reifenspür war, an der man sich orientieren konnte, ist am Abend nur noch endlose Weite. Kern meint: „Da verliert jeder noch so gute Testfahrer seine Sicherheit.“

Vielleicht wohnt Jürgen Kern gerade deswegen mit seiner Frau und zwei Söhnen in einem überschaubaren Dorf nahe der Porsche-Teststrecke in Weissach bei Stuttgart. Sein ältester Sohn ist zwanzig und verbringt die meiste Zeit vorm Computerbildschirm. Der Jüngere ist ein absoluter Porsche-Fan und will mal in den Rennsport – oder auch Testfahrer werden. „Der kennt sich besser aus mit Porsche als ich und kann für jeden Typ Leistung, Beschleunigung

und Drehmoment runterbeten wie beim Autoquartett.“ Dass man als Testfahrer manchmal das halbe Jahr auf Reisen ist, interessiert den Jüngsten nicht, Jürgen Kern aber schon. „Länger könnte ich nicht von meiner Frau und den Kindern getrennt sein. Das ist meine absolute Grenze.“

Auch um die Grenzen des Cayenne weiß der Testfahrer: „Mehr als 270 Kilometer pro Stunde sind nicht drin.“ Mehr sind für ein Geländefahrzeug, das kein Sportwagen ist, auch nicht nötig. „Es gibt ja kaum jemanden, der die Leistung des Cayenne unter solchen Extrembedingungen voll ausschöpfen kann – es sei denn, er hat die Wüste nebenan“, erklärt er. Die Wüste nebenan, das wäre sein Traum. Von allen Landschaften, die er bisher kennen gelernt hat, fasziniert sie ihn am meisten. „Sand ist anders als Schnee. Fremd, nur schwer zu kontrollieren. Eine fast senkrechte Düne

zu überwinden. Das reizt mich.“ Kerns sonst so ruhige Stimme scheint parallel zur Drehzahlanzeige auszuschnellen.

Weitaus mehr Überwindung, als eine steile Düne hinauf zu fahren, kostet es Jürgen Kern, auf dem Asphalt von Dubais Straßen das Gaspedal durchzudrücken. Denn immer wieder kreuzen Kamel den Weg. „So ein Tier umzufahren, kann ganz schön teuer werden“, sagt Kern. Er weiß von einem Fall, da half auch eine Vollbremsung nichts mehr. Der Schaden am Kamel war total. Ein Rennkamel kostet knapp das Doppelte wie ein Porsche Cayenne.



Life is our life's work.®



Eine gesunde Zukunft beginnt heute

Sinkende Geburtenraten und steigende Lebenserwartung tragen in vielen Teilen der Welt zu einer alternden Gesellschaft bei. Das stellt uns und unsere sozialen Sicherungssysteme vor eine große Herausforderung.

Deshalb setzen wir uns bei Pfizer dafür ein, jedem ein gesünderes Altwerden zu ermöglichen – durch unsere Forschung für Gesundheit und Lebensqualität bis ins hohe Alter.

Dieses Ziel wollen wir zusammen mit der Politik, den Verantwortlichen im Gesundheitswesen und der Bevölkerung erreichen.

Aufklärung, Prävention und Eigenverantwortung sowie der Zugang zu modernen, innovativen Arzneimitteln sind der Schlüssel dazu.

Denn es geht um eine gesündere Zukunft für uns alle!



Entfernte Verwandte

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion strömten fast drei Millionen Spätaussiedler nach Deutschland. Sie bekamen einen deutschen Pass, doch sind sie bis heute fremd geblieben in dem Land, das ihre Heimat werden sollte. Ein Streifzug durch die russendeutsche Enklave in Lahr. Nirgendwo sonst in der Republik ist der Anteil der Spätaussiedler so hoch wie in dieser Kleinstadt zwischen Rheintal und Schwarzwald.

*Text: Marco Lauer
Foto: Karsten Schöne*





Russen allein zu Haus: Wohnquartier in Lahr



Deutscher Nippes bei Familie Heinz

• Das Haus steht über der Stadt. Gleich das erste rechts in einer ruhigen Straße. Auf dem gepflasterten Vorhof parkt ein Mittelklassewagen. Hinter den Fenstern hängen weiße Gardinen, an den Seiten gerafft und nur oben zusammenlaufend, so dass sie in der Fenstermitte ein Dreieck freigeben. Kleine, säuberlich gestutzte Lebensbäumchen stehen Spalier entlang der Treppe hinauf zur Haustür.

Besuch bei einer Familie, die vor elf Jahren aus Kasachstan nach Deutschland kam. Als Spätaussiedler, als Russlanddeutsche. Als Deutsche. Nina Heinz führt den Gast ins Haus. Auf dem Esstisch steht ein Kuchen. „Badi-scher Apfelkuchen“, sagt sie mit hartem, r’ und den langgezogenen Vokalen ihres russischen Akzents. Dabei deutet sie mit der Hand auf das Gebackene und lacht. Eine Geste, wie sie Ober in einem Touristenort vollführen, um Passanten an ihre Tische zu lotsen.

Nina Heinz ist eine Frau von 42 Jahren, die blondgefärbten Haare sind zu einem kinnlangen Bob geschnitten. Sie trägt ein weiß-gelb gestreiftes T-Shirt und bequeme Hausschuhe, die lautlos über den Laminatboden huschen.

„Dadurch waren wir hier gleich ganz gut akzeptiert“

Der ist genauso selbst verlegt wie überhaupt alles an diesem Haus Eigenarbeit ist. „Über ein Jahr haben wir daran gebaut. Alles selbst gemacht. Die Fliesen, die Mauern, der Garten“, sagt Viktor Heinz, Ninas Mann, während er ein Stück Kuchen auf die Gabel lädt, die zwischen seinen großen Händen wie ein Zahnstocher wirkt. Die Nachbarn haben gesehen, wie die ganze Familie Heinz jeden Tag auf der Baustelle geschuftet hat. „Dadurch waren wir hier

gleich ganz gut akzeptiert“, sagt Nina. Immer wieder kommt das Gespräch auf ihr Haus zurück. Es soll sagen: Wir sind angekommen in Deutschland. Haben dieselben Ziele wie ihr. Diese Lebenshaltung versuchen die Heinz’ auch ihren Kindern zu vermitteln, die als Fotos an der Wand hängen, über der Couchlandschaft. Der 18-jährige Sohn Andreas und Tochter Nele, 22. „Von Anfang an war sie so fleißig“, sagt der Vater und holt sie an den Tisch.

Da steht sie nun, eingerahmt: Ein blondes Mädchen, das lächelt und aus blauen Augen melancholisch blickt. Nach der Ankunft in der Bundesrepublik, da war sie zehn, wurde aus schlechtem Deutsch ein sehr gutes – in einem Jahr. Es ging weiter mit eiserner Disziplin, als wollte sie damit ihre Dankbarkeit für den deutschen Pass bezeugen, den man ihr ausstellte. Die Realschule verließ sie als Klassenbeste mit der Note 1,3 im Durchschnitt, das Gymna-

sium mit einem 1,7-Abitur. Seit zwei Semestern studiert sie nun an der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Ludwigsburg. Ziel der meisten Studenten dort: Beamter werden, Diener des deutschen Staates. Das will auch Nele.

Vor fünfzehn Jahren, der eiserne Vorhang war schon hochgezogen, begann die große Auswanderung. Helmut Kohl schickte seine Gesandten nach Kasachstan, nach Sibirien. Dorthin, wo Stalin die fast vier Millionen Russlanddeutschen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs von der Wolga aus deportierte. Fortan, ließ Kohl verkünden, stünden die Tore offen nach Deutschland.

Viele der Wege in den Westen endeten wie jener der Familie Heinz in Lahr, zwischen Freiburg und Offenburg im Rheintal gelegen. Die 42 000-Einwohner-Stadt wurde zu einem Prüfstein dafür, ob die Integration der zwei Mil-

lionen Russlanddeutschen gelingt, die seit der Wende nach Deutschland strömten. Nirgendwo sonst in der Republik ist der Anteil der Spätaussiedler an der Bevölkerung so hoch wie hier, wo jeder vierte Deutsch spricht mit einem russischen Akzent.

Im Kanadaring, einem Stadtviertel am Rande Lahrs, sind nahezu alle Spätaussiedler. „Klein-Kasachstan“ sagen dazu die Einheimischen. Dort liegt das Büro von Hilda Beck, der Sozialberaterin für Spätaussiedler. Aus dem Fenster geht der Blick hinaus, wo zwischen den Wohnblocks Ahornbäume ihre kahlen Äste in den Winterhimmel strecken. Sie wurden noch gepflanzt von den kanadischen Soldaten, die bis Anfang der Neunzigerjahre in Lahr stationiert waren. Mit ihrer offenen und spendierfreudigen Art waren sie beliebt in der Stadt. Im Rathaus der Stadt hängt eine Erinnerungstafel der ersten kanadischen Di-

vision. Darauf steht: „Die freundliche Aufnahme sowie die großzügige Gastfreundschaft werden uns noch lange in guter Erinnerung bleiben. Alles Gute.“ Auf West folgte Ost. Auf Offenheit folgte Misstrauen, als plötzlich 8 000 „Russen“ das Vakuum füllten.

Hilda Beck war vor zwölf Jahren selbst eine derer, die aus Kasachstan hierher übersiedelten. Doch sie sagt dazu: „Zurückgekehrt.“ Die Juristin hat sich gut eingelebt und steht in engem Kontakt mit dem Land, das ihre neue Heimat werden sollte und es auch wurde. Sie berät Russlanddeutsche, denen genau das nicht geglückt ist. Vor ihr steht ein prall gefüllter Karteikasten auf dem Schreibtisch. Sie greift nach einer halbierten Goldrandbrille und setzt sie sich in Buchhaltermanier auf den Nasenrücken. „Das sind alles meine Kunden“, sagt sie und streift mit den Fingerkuppen über die vielen Karteikarten. Dann nimmt sie eine heraus



Einnerungen an die alte Heimat



Kinderspielplatz im Kanadaring

und liest. „Das hier ist Vera. Ihr Mann ist letztes Jahr an Krebs gestorben. Kinder haben sie keine und sie sitzt fast immer allein zuhause und schaut den ganzen Tag russisches Fernsehen.“ Jede zweite Woche geht Hilda Beck bei ihr vorbei. Öfter kann sie es nicht, denn ihr Kundenstamm ist groß. Er umfasst die vielen Russlanddeutschen in Lahr, die Fremde blieben, auch nach Jahren. Wie Menschen, die umziehen und sich in ihrem neuen, eigenen Haus oft wie auf Besuch fühlen. Vor allem jene, die seit Ende der Neunziger nach Deutschland gekommen sind, haben große Probleme. Beck nennt sie die „Zu-Spättaussiedler.“ Sie kommen in ein Land, von dem viele in Kasachstan dächten, „dass die Straßen hier so sauber sind, als wären sie mit Shampoo gewaschen.“ Und keiner von denen, die schon hier leben, möchte bei den in Russland Gebliebenern zugeben, dass es auch Probleme gibt in Deutschland. Dass viele von ihnen, welche man dort die „deutschen Faschisten“ schimpf-



Nina und Viktor Heinz

te, hier nun die „Russen“ sind, vor denen die Einheimischen Angst haben.

„Besonders schwierig ist die Situation für Jugendliche, die in der Pubertät hierher kommen. Sie verlassen ihre alten Freunde in Russland und beherrschen kaum die deutsche Sprache“, sagt Hilda Beck. Die Folge: Sie verschließen sich gegenüber der Außenwelt, bilden ihr eigenes Kollektiv, in dem sie ganz bewusst die „Russen“ sind und sich selbst diesen Stempel auf die Stirn drücken.

Wie Sergej, der seinen richtigen Namen nicht genannt haben möchte. Er kam vor vier Jahren nach Lahr und wohnt mit seinen Eltern in einer kleinen Wohnung im Kanadaring. Inmitten der riesigen Ansammlung von baugleichen, gelbgrauen Mietskasernen, die wie Dominosteine nebeneinander stehen. Häuser, die auf Abbruch gebaut sind, Transithäuser, keine zum Ankommen, nur zum Weitergehen.



Auf West folgte Ost: Rund 8000 Aussiedler leben in Lahr.

Sergej ist 17 Jahre alt. Er trägt eine wattierte Jacke mit Kapuze. Sein Haar ist kurzrasiert und das Gesicht zieren rasiermesserscharfe Wangenknochen. Er spricht schlechtes Deutsch. Gerade wiederholt er die neunte Klasse auf der Hauptschule. Letztes Jahr, erzählt er, versuchten er und seine Clique ein paar Mal in die Lahrer Disco „Nachtwerk“ zu kommen. „Keine Russen, gibt nur Stress“, sagten ihnen die Türsteher am Eingang. „Wir sind aber Deutsche“, war seine Antwort. „Guckt euch mal an“, erwiderte einer der Türsteher. Sergej trotzig: „Wenn die Deutschen mich nicht wollen, ich brauch’ sie auch nicht.“

Bei der Firma INA, dem größten Arbeitgeber in Lahr, sieht man das anders. Zwei Stockwerke über der Ausbildungswerkstatt liegt das Büro von Christian Fuss, dem Werksleiter. „Ohne die Russlanddeutschen wären hier manche Lehrjahrgänge überhaupt nicht zustande gekommen“, sagt er.

Aber nicht die bloße Anwesenheit, vor allem auch die Fähigkeiten schätzt er hoch. „In Mathe und Physik sind die uns immer noch meilenweit voraus. Und am Abend bleiben sie auch mal länger ohne gleich zu murren.“ Zu den Deutschen aber hätten sie außerhalb der Arbeit und auch in den Pausen wenig Kontakt. „Obwohl es eigentlich ja auch Deutsche sind“, sagt er dann. Einer, der weiter unten an den Werkbänken fräst und feilt, ist der 18jährige Roman. Unter der Woche lernt er Industriemechaniker bei INA. Immer samstags aber verlässt er mit seinen Freunden Deutschland – auf der Bundesstraße 3 in Richtung Riegel, 25 Kilometer südlich von Lahr.



Gottesdienstbesucher in Lahr

Das Ziel: die Diskothek ‚Energy‘. 800 Quadratmeter Russland verteilt auf zwei Theken und eine Tanzfläche. Den Jungs hängen Goldkettchen über dem Rollkragen, den Mädchen liegen silberne Kreuze auf dem tiefen Ausschnitt. Heute Abend ist hier Minirockparty. Alle jungen Frauen mit sparsamem Stoffeinsatz um die Taille erhalten ein Gratisgetränk. Wie immer Wodka aus Mineralwassergläsern, randvoll eingeschenkt. Die Stimmung ist ausgelassen und steigt weiter, nachdem der Discjockey in sein Mikrofon ruft: „Denzing ewribahdi!“. Als Madonnas „Hung up“ aus den Boxen wummert, bilden junge Männer wie an unsichtbaren Fäden gezogen einen Kreis – einer nach dem anderen tritt hinein. Beginnt seine Choreographie. Tanzt ‚Breakdance‘, den Helikopter, in dem er Pirouetten auf dem Kopf vollführt wie ein spiegelverkehrter Derwisch. Die Freundinnen der Jungs derweil stehen am Rand und kreischen vor Begeisterung. Zufrieden sehen die Gesichter aus und glücklich, als am frühen Mor-

gen der Wodka getrunken ist und die Musik verstummt. Nun geht es zurück nach Deutschland: 4 Uhr durch die Ausgangstür.

In ihrer Gruppe fühlen sie sich stark. Zu stark bisweilen und aus dem Gefühl, nie wirklich in Deutschland angekommen zu sein, entsteht eine brutale Wut, die sie mit Worten nicht ausdrücken können. Nur mit Fäusten.

So wie Andrej. Er schlug zu. Einmal, zweimal und immer weiter, bis sein Gegenüber am Boden lag. Nun sitzt Andrej hier. Auf dem Rand des schmalen Bettes, dass längs der Zellenwand steht. Innerhalb der 1,3 Kilometer langen Mauer, die sich wie eine Schlinge aus Beton um die Jugendvollzugsanstalt Adelsheim zieht. Draußen dämmt es schon und die beiden Laternenreihen, die vor und hinter der Mauer stehen, tauchen das riesige Knastgelände in ein helles, kaltes Licht.



Pfarrer Alexander Gerzen

Das Gefängnis in Adelsheim ist eine der größten Jugendstrafanstalten Deutschlands. 450 junge Menschen zwischen 14 und 25 Jahren sitzen

800 Quadratmeter Russland verteilt auf zwei Theken und eine Tanzfläche.

hier ein. Jeder sechste von ihnen ist Russlanddeutscher. Ihr Anteil im Knast stieg stetig in den letzten Jahren und liegt mittlerweile weit höher als außerhalb der Mauern.

Vor sechs Jahren kam Andrej mit seiner Familie nach Deutschland. Oder besser: seine Familie mit ihm. „Ich wollte nicht gehen“, sagt er. Nicht dorthin, wovon seine Eltern als ihrer Heimat sprachen. Und über dem Stress,



Beten für Gerechtigkeit: „Wir wissen, nur Ehrlichkeit und Fleiß bringen uns Dir näher“

selbst in Deutschland anzukommen, vergaßen, dass sie noch einen Sohn mitgebracht hatten, der seine Freunde und die gewohnte Umwelt gegen ein fremdes Land eintauschen musste. Das wenige, was Andrej hier verstand, war meist nichts Gutes. „Als ich gehört habe wieder: ‚Scheiß Russe‘. Da bin ich ausgetickt“, sagt er und schlägt mit der Handkante leicht gegen das Bettgestell. Wegen schwerer Körperverletzung wurde Andrej verurteilt zu zweieinhalb Jahren Jugendgefängnis. Sieben Monate davon hat der gerade Volljährige bislang verbüßt.

„Nehmen Sie sich ein Kissen. Denn das Leben ist schon hart genug.“

Jeder Tag hier drinnen nimmt denselben Verlauf: Bis zum Nachmittag arbeiten in der Werkstatt, dann ist Hofgang für eine Stunde. Danach Einschluss in diese Zelle, einen fünf Meter langen Schlauch, in dem man mit ausgestreckten Armen die beiden Seitenwände berühren kann. Seine acht Quadratmeter Deutschland. „Manchmal“, sagt er, „träume ich, dass ich aufwache und bin in Kasachstan.“

Dass sie sich nicht nach Kasachstan träumen müssen, um glücklich zu sein, darauf hoffen an diesem Sonntagvormittag fast hundert Menschen. Sie hoffen es in einem kleinen, weißgrauen Flachbau. Es ist die Kirche der russlanddeutschen Gemeinde Lahrs, die hier jede Woche zusammenkommt – auf PVC-Fußboden und unbequemen Stühlen. „Nehmen Sie sich ein

Kissen. Denn das Leben ist schon hart genug“, sagt ein Mann mit der Statur eines Nahkämpfers, der er in der russischen Armee einmal gewesen war. Der schwarze Anzug mit dem weißen Hemd darunter spannt an Schulter und Brust. Alexander Gerzen ist der Prediger dieser methodistischen Gemeinde. Er steigt auf eine kleine Bühne und justiert das Mikrofon, das auf drei Füßen vor ihm steht. In den dicht besetzten Stuhlreihen verstummt das Gemurmel. Einige alte Frauen mit Kopftüchern und gehäkelten Tüchern um die Schultern sitzen in der zweiten Reihe. Ihre Köpfe sind gesenkt, der Blick richtet sich versonnen auf die zum Gebet ineinander verkeilten Hände. Der Prediger spricht mit fester Stimme in russischer Sprache: „Freude zu finden in diesem schweren Leben ist nicht einfach. Was kann uns freuen? Es ist die Hoffnung.“ Durch die Reihen geht ein bestätigendes Nicken, manche richten dazu beschwörend die Handflächen zur Decke und heben für dieses eine Mal den Blick. Nur der Dolmetscher für den „Korrespondenten“ stört die Andächtigkeit, weil er ein paar Sekunden zeitversetzt spricht und somit in die Stille hinein. Nach der Übersetzung sagt Alexander Gerzen in flehendem Tonfall: „Gott, hilf uns, die organisierte Kriminalität zu bekämpfen. Denn wir wissen: Nur die Ehrlichkeit und der Fleiß bringt uns Dir näher und hilft uns, in Deutschland akzeptiert zu werden.“

Das glaubte auch Familie Heinz. Und doch hört Nina Heinz hinter vorgehaltener Hand, wie ihre deutschen Kolleginnen über sie reden und es dem Staat verübeln, wie viel Geld er in die Spätaussiedler steckt. „Ich verstehe das nicht“, sagt sie. „Man holt uns als Deutsche. Aber wenn jemand von uns

dann ein bisschen Eigentum aufgebaut hat, dann sind wir gleich ein Dorn im Auge. Dabei arbeite ich jeden Tag Akkord. Das ist harte, körperliche Arbeit.“ Ihr Mann schaut sie an, presst den Mund zu einem schmalen Lächeln, hebt die rechte Hand und lässt sie wieder auf das Wachstumstisch mit Marmormuster fallen. Auf dem Fernseher steht eine kleine Matroschka, den Fenstersims ziert ein Einhorn aus deutschem Porzellan und dazwischen sitzt Nina Heinz und sagt: „Was kann man machen. Wir sind wie Zigeuner. Überall zu Hause. Und nirgends.“



Schein der Freiheit

Reisen ist eine Frage der richtigen Papiere.
Wer sie besitzt, dem gehört die Welt.
Eine Geschichte des Reisepasses.

Text: Karin Kontny

- Kurz hinter Salzburg platzten ihre Träume. Luis und Alexa Cordoba aus Cuba schlofen Schulter an Schulter in einem Reisebus, als eine Polizeistreife den Fahrer mit Blaulicht aufforderte, zu halten. „So, Herrschaften, Passkontrolle!“, riss die Stimme eines österreichischen Polizeibeamten das Pärchen aus dem Schlaf. Wenig später hieß es „Aussteigen und mitkommen!“ Ihre Pässe waren zwar noch gültig, aber es fehlte der Einreisestempel. Aus der Traum von einem Leben in Österreich. Zumindest, bis Luis und Alexa beweisen konnten, dass sie legal eingereist waren.

Was Luis und Alexa Cordoba widerfahren ist, kann ganz ähnlich auch anderen Reisenden passieren. Denn, so lautet es bereits in Passgesetzen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert: Der beste Ausweis ist einer, der zeigt, dass sein Besitzer ihn manipuliert oder etwas vergessen habe. Demnach ist ein Pass mit fehlenden Stempeln oder gefälschten Angaben für Kontrollbeamte ein guter Pass weil sie dann eingreifen dürfen.

Auch der elektronische Pass, e-Pass genannt, hat die in den Passgesetzen beschriebene Funktion. Alle „Sicherheits - und Echtheitsmerkmale“ des neuen Passes – zum Beispiel Beschreibung des Aussehens und Nummerncode – beruhen auf einer Praxis aus dem Mittelalter, die vor allem dazu diente, illegal Reisenden oder Krimi-

nellen auf die Schliche zu kommen. Wer allerdings als gesetzwidrig oder illegal bezeichnet wurde, das war oft eine Sache der Interpretation. Vor allem Zigeunern wurde unterstellt, kriminell zu sein.

Heute in Computerdateien, im 13. Jahrhundert noch auf Papier, bilden Register die Basis von Reisedokumenten. Wer sich wann und wo ein behördliches Dokument hat ausstellen lassen, hielten zuerst italienische Behörden im Mittelalter akribisch fest. Die Person, die eingetragen wurde, erhielt eine Nummer – ähnlich des Nummerncodes in heutigen Ausweispapieren. Darüber hinaus legten die Registratoren Verzeichnisse aller ausgestellten Belege an. Auch Verbrecherlisten und die Namen von Geächteten und Verbannten fanden sich in den Unterlagen, die lesen durfte, wer wollte – und konnte.

Dazu gehörten die Mönche, die sonst über Pulte gebeugt Bibeln und heilige Texte abschrieben. Den Steckbrief mit dem martialischen Spruch: „Gesucht! Tot oder lebendig“ hat nicht etwa ein Western-Regisseur erfunden, sondern haben Inquisitoren des Dominikanerordens in die Welt gesetzt. Sie nutzten die amtlichen Verbrecherlisten, um Ketzer aufzuspüren. Überall im Land hingen an Toren, Mauern und Bäumen die „gesteckheten Briefe“, die mit Namen und Beschreibung der Haar- und Augenfarbe und besonderer Kennzeichen wie Narben oder Körpergröße nach Menschen fahndeten, die als Feinde der Kirche und ihrer Lehre galten. Der Ausruf „Den da suchen sie!“ brachte manch Unschuldigen auf den Scheiterhaufen, wenn die Beschreibung auf einem Steckbrief zu ihm passte. Es war daher lebenswichtig für Reisende, einen offiziellen Geleitbrief oder ein Empfehlungsschreiben in der Tasche zu haben. Man musste sich allerdings ein solches Dokument leisten können – das kostete zuweilen bis zum Wert eines Pferdes.

Erst Mitte des 15. Jahrhunderts gab es Ausweise umsonst. Soldaten aus Norditalien und Frankreich kamen als erste in den Genuss eines „passeport“, der Tür und Tor öffnen konnte. Allerdings: nur Soldaten auf Urlaub bekamen einen Reisepass. Deserteure mussten versuchen, heimlich Grenzen und Kontrollpunkte zu überqueren. Auch Pilger, die zu heiligen Stätten reisten und dabei mehrere Landesgrenzen überschritten, erhielten einen Passierschein.

Hundert Jahre später wurde der Schein für Handwerker und Kaufleute sogar zur Pflicht. Mehr und mehr Personengruppen kamen hinzu. Die Pass-Behörden notierten und erfassten, was nur ging. Während der Pestepidemien in Europa musste sich jeder Reisende ausweisen können, sonst drohten Haft und Geldstrafen. Der Pass wurde zum perfekten Kontrollinstrument, mit dem die Behörden Reiserouten verfolgen konnten. Bettler erhielten einen „Ausnahmestatus“, sie mussten meist ohne Reisedokumente auskommen. Eine 1528 mit einem Vorwort von Martin Luther gedruckte deutsche Fassung des „Liber Vagatorum“ (Buch der Vagabunden), klagte, dass die betrügerischen Bettler fähig seien, sämtliche Urkunden, Zeichen und Siegel zu fälschen. Auch den Zigeunern sprach man den Pass ab. Wer aber war ein Zigeuner und wer ein Bettler? Das zu entscheiden, lag in der Hand der Behörden. Wie willkürlich diese Entscheidungen bisweilen waren, das zeigt die Reichs-

polizeiordnung von 1551. Konnte ein als Zigeuner beurteilter Reisender einen Pass vorweisen, nahm man ihm das Dokument ab. „Gefälscht“ lautete das Urteil auch hier. Den Passlosen, den „sans papiers“, drohte damals wie heute die Ausweisung. Oder sie wurden erst gar nicht ins Land gelassen.

Im 18. Jahrhundert wurde den Ausweisen wegen möglicher Täuschungsversuche detaillierte Personenbeschreibungen eingefügt. Größe, Haar- und Hautfarbe oder auffällige Muttermale wanderten – als Überbleibsel aus den Steckbriefen – in den Pass. Allerdings galt dies nur für Arme. Reiche und tadellose Reisende waren in Europa von den „besonderen Kennzeichen“ befreit. Sie wiesen sich allein mit ihrem Namen aus. Ein Pass, so schrieb Casanova im 18. Jahrhundert in seinen Memoiren, sei dazu da, dem Reisenden Respekt und die damit verbundenen Privilegien zu verschaffen. Dazu gehörten damals wie heute: medizinische Versorgung, Essen und die Garantie, menschenwürdig behandelt zu werden.

Der Umgang des Naziregimes mit Juden im Zweiten Weltkrieg ist – neben dem Umgang mit Bettlern und Zigeunern – ein dunkles Kapitel in der Geschichte des Passes. Wer in seinen Ausweispapieren oder durch den gelben Stern als Jude abgestempelt wurde, der vermied es zu reisen oder auch nur auf die Straße zu gehen. Zu groß war die Gefahr einer Passkontrolle und damit die Gefahr entdeckt und abtransportiert zu werden. Wer im Dritten Reich bei einer Kontrolle durch die Gestapo keinen oder nur einen ungültigen Pass vorweisen konnte, geriet sofort unter Verdacht, ein Jude oder ein „kriminelles Subjekt“ zu sein.

Sowjetrussische Passgesetze schrieben schon für kleinere Reisen im Landesinneren Passierscheine vor. Wer aus der DDR ausreisen wollte, konnte das nicht ohne entsprechenden Schein. Doch den bekamen nur wenige. Südafrikanische Passgesetze im späten 20. Jahrhundert erschwerten es Farbigen, zu reisen.

Nach einem Anruf in der kubanischen Botschaft erhielten Luis und Alexa Cordoba schließlich doch die Einreiseerlaubnis. Als der Polizeibeamte ihre Reisepässe zurück gab, sagte er freundlich: „So ist es eben. Erst wer kontrolliert werden kann, existiert.“

Unter Schmugglern

Der Zigarettschmuggel boomt. Ein Teil der Schmugglerware wird per Zug in die Europäische Union transportiert. Auf der Fahrt vom ukrainischen Lwiw ins polnische Przemysl kann man den Schmugglern über die Schulter schauen.

*Text: Ellen Köhler
Illustration: Iris Köhler
Foto: Zeitspiegel*

Ukraine: Nach der Orangen Revolution im August 2004 hat die Regierung den Ukrainern Freiheit und Wohlstand versprochen. Davon ist die Bevölkerung in der ehemaligen Kornkammer Europas, dem zweitgrößten Land des Kontinents, weit entfernt. Der monatliche Durchschnittsverdienst liegt bei 856 ukrainischen Griwna, etwa 142 Euro. Jeder Zehnte hat nach Angaben der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) keine Arbeit. Fast ein Drittel der 47,5 Millionen Ukrainer lebt unter der Armutsgrenze.

Deutschland: Der Zigaretteschmuggel boomt. Im vergangenen Jahr wurden mehr als 700 Millionen geschmuggelte Zigaretten von deutschen Zöllnern sichergestellt. Laut Leonhard Bierl, Pressesprecher des Zollkriminalamts in Köln, stammen sie hauptsächlich aus Polen, Litauen, China und der Ukraine. „Deutschland ist der lukrativste Markt für Zigaretteschmuggler“ sagt Bierl. Das Zollkriminalamt schätzt den jährlichen Steuerausfall durch geschmuggelte Zigaretten auf 500 Millionen Euro.

• Die polnische Grenzstadt Przemysl (sprich: Pschemyl) zur Ukraine hat schon bessere Tage gesehen. Aus den Kaffeehäusern und Konditoreien drang Gelächter. Fiaker klapperten übers Kopfsteinpflaster zum Grandhotel. Und im Bahnhofsrestaurant spielte jeden Abend die Militärkapelle zur Aufmunterung der österreichischen Offiziere. So steht es jedenfalls im Reiseführer von 1914. Heute wirkt die Stadt heruntergekommen, die Fassaden weinen den guten alten Tagen hinterher und auf dem Bahnhofsvorplatz ist keine Menschenseele unterwegs. Mehr los ist auf der anderen Seite der Zuggleise, dort, wo der polnische Zoll die Reisenden in Richtung Ukraine abfertigt. Viele Frauen mit Taschen und Tüten drängeln sich vor dem Eingang der Station. Um 18:11 Uhr fährt täglich der D-Zug nach Lemberg (ukrainisch: Lwiw) von Gleis 4 ab. Hin und wieder lassen sich die Zollbeamten den Inhalt der Tüten zeigen: Chinesische Woldecken, polnische Gurken und Brillengläser – nichts, was die Beamten interessiert.

Im Wagon Nummer 4, gleich hinter der Lokomotive, öffnet eine echte Babuschka die Tür. Die Schaffnerin trägt Samtpantoffeln mit aufgestickten Blümchen an den Füßen und riecht streng nach Schweiß und Holzkohle. Sie wirkt ein wenig mürrisch und stochert, nachdem sie die Fahrkarten kontrolliert hat, wieder in ihrem Ofen, auf dessen Holzfeuer das Teewasser kocht. Weiße Spitzengardinen verziern die Fenster. Allmählich füllen sich die Plätze in den offenen Abteilen des Wagens, dessen Sitze auch als Betten dienen. Von den 50 Plätzen ist gerademal die Hälfte belegt, als die Lokomotive langsam losruckt. Für die 88 Kilometer lange Strecke nach Lwiw braucht der Zug knapp dreieinhalb Stunden. Vor fast hundert Jahren benötigte er dafür nur halb so lang.

Eine ukrainische Großfamilie mit Enkelkindern hat es sich auf den Pritschen bequem gemacht, ein paar alte Frauen mit roten Gesichtern halten sich an ihren Tüten fest und ein paar unscheinbare Männer mittleren Alters schauen scheinbar unbeteiligt in die Nacht hinaus. Der Kohleofen wirbelt heißen Ruß ins Abteil. Doch mit dem anfahrenden Zug kommt auch Bewegung in den Wagen: Ein schwarz gekleideter Mann klettert flink auf die Sitzbank, greift hastig mit beiden Händen in die Löcher der Wandverschalung und schiebt sie zur Seite. Dann zieht er eine Zigarettenstange hervor, steckt sie in eine große Tasche. Wieder und wieder, bis seine Tasche halb voll ist. Mit einem Klebeband umwickelt er in Windeseile seine Fracht und stört sich nicht daran, dass alle ihm dabei zusehen. Er öffnet das Fenster des fahrenden Zuges und wirft

das Paket hinaus in die polnische Nacht. Erst jetzt hört man überall im Zug das Ritsch und Ratsch der Klebebänder.

Im dämmerigen Abteil dudelt ein ukrainischer Schlager aus dem Transistorradio. Dazu singt die Großfamilie im Chor. Die blonde Schaffnerin geht durchs Abteil und nickt den Klebebändern freundlich zu. Wieder ist ein Paket fertig und fliegt hinaus in die Nacht. Bis auf die Familie und ein turtelndes junges Paar sind alle Reisenden mit dem Verpacken der Zigarettenstangen der englischen Marke Level Full Flavour beschäftigt. Geschickt holen sie die Stangen aus allen Löchern, hinter jeder Wandverkleidung und sogar aus der Toilette ans Tageslicht. Es bleibt nicht viel Zeit, die Ware noch auf pol-





nisches Gebiet abzuwerfen: Vom Bahnhof Przemysl bis zur ukrainischen Grenze sind es knapp fünfzehn Minuten. Doch wie sind die Zigaretten in den Zug gekommen? Ein Rätsel, das sich erst auf der Rückfahrt von Lwiw nach Polen am anderen Tag löst.

Der Bahnhof von Lwiw glänzt weißgolden im Sonnenlicht. Ein Prachtbau aus dem Jahr 1903, als die Stadt noch zum Habsburgerreich gehörte und österreichische k. und k.-Offiziere mit Backenbärten hier ankamen. Noch vor zwei Generationen wurde in den Gassen der Lemberger Altstadt Deutsch, Jiddisch, Rumänisch, Armenisch, Polnisch, Russisch und Ukrainisch gesprochen. Nach dem Ersten Weltkrieg fiel die Stadt an Polen, nach dem Zweiten Weltkrieg an die Sowjets. Heute bröckelt der Putz von den pastellfarbenen Häusern und Kathedralen, die von der UNESCO zum Kulturdenkmal geadelt wurden.

In der Unterführung zu den Bahnsteigen steht eine dicke alte Frau mit Kopftuch mitten in einem Dutzend riesiger rot-blau-karierter Plastiktaschen. Ein grauhaariger Mann wuchtet die

schweren Taschen die Treppen hinauf zum Bahnsteig, während die Alte das restliche Gepäck bewacht. Der Zug nach Przemysl fährt um 13:56 Uhr von Bahnsteig 6.

Auf dem Bahnsteig unterhalten sich drei Männer – in Jogginghosen. Auch neben ihnen stehen diese riesigen Taschen, daneben zwei Pappkartons. „Da sind Bonbons drin“, sagt eine Alte im Blümchenkleid, die am Rande der Gruppe steht. Dann wendet sie sich ab, sie will nicht weiter gefragt werden. Überall auf dem Bahnsteig stehen kleine Grüppchen zusammen und warten auf den Zug nach Przemysl. Die meisten mit denselben prallgefüllten Taschen – voller „Bonbons“. Viele karren ihre Fracht mit Handwägelchen auf dem Bahnsteig an, laden die Kartons und Taschen ab, klappen das Wägelchen zusammen und warten auf die Einfahrt des Zuges. „Wir fahren nach Przemysl!“ sagt eine Frau, „dort verkaufen wir unsere Sachen auf dem ukrainischen Markt.“

Dann kommt der „Chef“: Ein Mann mit dichtem schwarzen Haar und Schnauzer, etwa 50 Jahre alt, geht zielstrebig auf die drei Männer zu. Begrüßt jeden mit Handschlag. Ist mit seiner

glänzenden Lederjacke eleganter gekleidet als die Wartenden. Spricht in chefmäßigem Ton. Als kurz darauf der Zug einfährt, ist der Mann schon wieder verschwunden.

Einsteigen und Türen schließen. Wieder betreut die blonde Schaffnerin von gestern den Waggon. Die Passagiere begrüßt sie wie alte Bekannte. Die drei Männer mit ihren Kisten kommen ins Abteil. Schauen sich misstrauisch um, setzen sich in eine Nische mit vier braunen Klappliegen.

Kaum ist der Zug losgefahren, reißen die Männer ihre Kartons auf. Der Breitschultrige mit dem Bürstenschnitt schaut mit seinen schmalen grünen Augen prüfend um sich. Er wirkt wie ein Möbelpacker. Das Licht geht aus. Nur eine düstere Flurlampe brennt noch. Der Zug rollt langsam an, wird immer schneller. Er schiebt die Pulliärmel hoch und nimmt eine Stange Zigaretten aus der Kiste. Wickelt hastig Paketklebeband darum. Ratsch. Ein Knallen hallt durchs Abteil. Der Zug ist vollbesetzt. Sein Kompagnon macht dasselbe, keine zehn Meter weiter in einer anderen Nische. Keiner der Mitreisenden scheint sich an den Geräuschen zu stören. Noch zwei Stunden bis Medyka. Dort, am letzten ukrainischen Bahnhof, steigen die polnischen Zöllner in den Zug und bis dahin müs-

sen die Zigarettenstangen überall versteckt sein. Wie in einer Packfabrik reißen die Männer hektisch Kartons auf, ziehen die Zigarettenstangen raus, umwickeln sie mit Klebeband und verstecken sie in den Hohlräumen in Wand und Decke.

Keine Abdeckung bleibt verschont, kein Hohlraum ungenutzt: Jetzt steht der Möbelpackertyp nur in Strümpfen auf einer der Liegen und schraubt mit einem kurzen Schraubenzieher das Abdeckblech neben der Deckenlampe ab, verstaut die Schrauben in der Hosentasche. Er legt eine eingewickelte Zigarettenstange auf den Boden und trampelt vorsichtig mit seinen weißen Socken auf ihr herum, bis sie schließlich in das handbreite Loch in der Decke passt. Er legt noch weitere sieben Stangen auf den Boden und trampelt auf ihnen herum, dann verschwinden auch sie in der Decke des Abteils. Zwei alte Frauen schauen ihm interessiert zu und beißen in ihre Käsebrote. Damit es besser rutscht, kippen sie Wodka aus der Flasche hinterher, eingewickelt in Zeitungspapier.

Darek ist Musiker, aufgewachsen in Lwiw und hat dort am Konservatorium studiert. Er nimmt von dem Treiben um ihn herum nicht sonderlich Notiz, kauft dem Möbelpackertyp sogar eine Schachtel Zigaretten ab. „Das ist ganz normal auf

Eine der Hauptschmuggelrouten führt mit dem Zug von der Ukraine nach Polen.



dieser Strecke“, sagt der 35-jährige. „Alle kennen die Situation in der Ukraine, wie soll man anders Geld verdienen?“ Nach seinem Studium verdiente Darek als Opernsänger in Lwiw umgerechnet 200 Euro im Monat. Jetzt lebt und arbeitet er mit seiner Frau Oksana und seinem Vater im polnischen Krakau. Dort bekommt er als Chorleiter an der Technischen Universität immerhin 600 Euro im Monat. Damit verdient er ungefähr gleichviel wie ein Zigaretenschmuggler „Der kann 500 bis 600 Euro im Monat verdienen“, sagt Darek, „sofern er sich nicht von den polnischen Zöllnern erwischen lässt.“

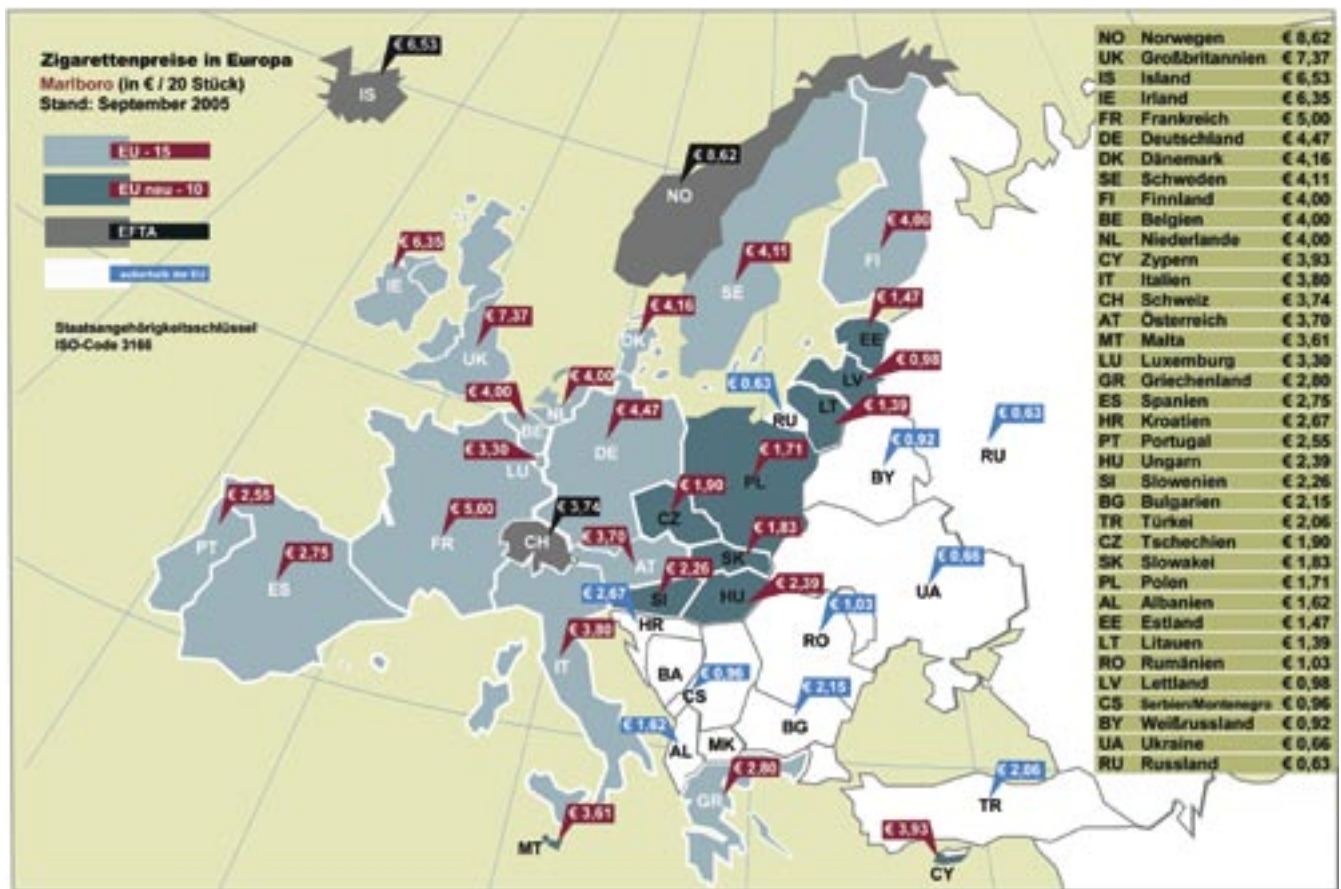
Eine Schachtel Marlboro kostet in der Ukraine 66 Cent. Die Schmuggler bekommen das Doppelte, wenn sie ihre Zigaretten über die polnische Grenze geschmuggelt haben. Am Bahnhofskiosk von Przemysl kosten Zigaretten schon 1,40 Euro, Marlboro sogar 1,71 Euro. Und sie werden immer teurer, je weiter sie nach Westen kommen. In Deutschland 4,40 Euro und in London kostet dieselbe Schachtel Marlboro dann umgerechnet 7,37 Euro.

Ein offenbar nicht eingeweihter Passagier fragt einen vorbeilaufenden Schmuggler: „Was machen Sie da?“ Der bleibt stehen und schaut, als hätte man ihn nach seiner Schuhgröße gefragt. Stemmt seine Arme in die Taille und faucht ihn an „Das geht Sie gar nichts an!“ seine schmalen Augen werden zu Schlitzeln. Er bleibt fünf Sekunden vor dem Mann stehen. Sagt nichts. Schaut nur. Geht dann wieder an seinen „Arbeitsplatz“. Je näher Medyka kommt, desto hastiger werden die Bewegungen. Auf seiner Oberlippe perlt der Schweiß. Die Unterarme sind mit frischen Kratzern überzogen, am Ellbogen blutet der Versteckungskünstler. Die Schaffnerin serviert den beiden Alten neben dem Zigaretenschmuggler Tee, in Porzellantassen mit aufgemalten Rosen.

Noch fährt der Zug durch die Ukraine. Am Zugfenster fliegen kleine Ortschaften vorbei. Die goldenen Zwiebeltürme der Kirchen glitzern in der Abendsonne. Ein Storch steht in seinem Nest. Vorbei an riesigen Feldern. Nach zweidreiviertel Stunden erreicht der Zug die polnische Grenze in Medyka. Vor dem Zugfenster steht ein langer grauer Flachdachbau, davor ein polnischer Grenzsoldat in Uniform, das Maschinengewehr im Anschlag.

Die Schmuggler sitzen jetzt mit der Schaffnerin zusammen. Pause nach getaner Arbeit. Unterhalten sich mit ihr vertraut wie mit einer guten Freundin.





Quelle: Verband der deutschen Zigarettenindustrie

Zwei Grenzsoldaten mit einem Schäferhund an der Leine steigen ein. An ihren Gürteln hängen Handschellen und ein Schlagstock. Der Spürhund scheint nichts von den Tausenden versteckter Zigaretten zu riechen. Dann sammelt eine wasserstoffblonde Kollegin die Pässe ein. Sie stöckelt mit ihren hohen Absätzen von Passagier zu Passagier. Vergleicht jeden mit strengem Blick mit dem Passbild. Die graue Kunstpelzmütze, die schwarze Hose und die taillierte Camouflagejacke stehen ihr gut. Währenddessen leuchten zwei ihrer Kollegen mit Taschenlampen unter den Zug und inspizieren den Waggon gründlich von außen.

Nach einer halben Stunde kommt die Grenzsoldatin mit den Pässen zurück. Die beiden alten Händlerinnen blättern in ihrem Pass, der vollgestempelt ist mit polnischen Visa. Seit Polens Beitritt in die Europäische Union 2004 brauchen die Ukrainer ein Visum um ins Nachbarland zu reisen. Wer 400 Euro in bar nachweisen kann, bekommt kostenlos einen Visastempel in den Pass, gültig an 185 Tagen im Jahr. Die Lizenz zum Schmuggeln, täglich, ein halbes Jahr lang.

Der Zug fährt weiter, noch eine halbe Stunde bis Przemysl. Zwei Grenzsoldaten mit Hund bleiben im Abteil und bewachen die Ausgänge.

„Es gibt für die Schmuggler eine fünfzig zu fünfzig Chance, dass sie die versteckten Zigaretten wieder aus dem Zug rauskriegern“, sagt Darek, der Opersänger. „Mal kontrollieren die Zöllner und bleiben bis Przemysl im Abteil. Mal nicht.“

Alle Passagiere steigen aus, nur die versteckten Zigaretten bleiben in den Abteilen – den zweiten Teil der Arbeit erledigt die nächste Schicht, wenn der Zug wieder Richtung Lwiw startet. Draußen im polnischen Gebüsch warten schon die Kurierere auf die fliegenden Pakete.



Text: Sascha Blättermann
Foto: Rüdiger Schall

Schittichs Visionen

34 Menschen in Deutschland wollen einen Weltstaat gründen. Zu ihrer Jahreshauptversammlung trafen sie sich in Überlingen im Cafe „Drehscheibe“.



Ingrid und Klaus Schittich beim Treffen der Weltbürger.

• Ingrid Schittich nimmt die Welt in ihre Hand. Im „Kulturcafe Drehscheibe“ in Überlingen am Bodensee dreht sie einen Globus, dann legt sie ihren Zeigefinger auf Deutschland. „Also ich muss euch ganz ehrlich sagen, in Geographie kenne ich mich gar nicht aus“, sagt sie und setzt sich auf ihren Stuhl. Schadenfrohes Gelächter erschallt. Ingrid Schittich, 63, eine schwächliche Person mit Ponyfrisur, ist die Vorsitzende der „Vereinigung der Weltbürgerinnen und Weltbürger Deutschland e. V.“, einem kleinen Verein, der Großes vorhat: „Wir wollen den pazifistischen Kosmopolitismus fördern“, steht in der Vereinssatzung. Die Weltbürger wollen alle Staaten dieser Welt zu einem einzigen vereinigen, mit einem Präsidenten, der das gesamte Erdreich regiert. Sie wollen ein neues politisches System auf der Erde. Der Verein hat 34 eingetragene Mitglieder. Zehn davon sind heute zur Jahreshauptversammlung nach Überlingen gekommen. „Damit begrüße ich Euch und Sie ganz herzlich zu unserer Mitgliederversammlung der Weltbürger“, sagt Klaus Schittich, 64. Es klingt etwas umständlich, aber wie sich Weltbürger untereinander anreden, darauf haben sie sich noch nicht einigen können.

Die Weltbürger wollen alle Staaten dieser Welt zu einem einzigen vereinigen, mit einem Präsidenten, der das gesamte Erdreich regiert. Sie wollen ein neues politisches System auf der Erde.

Er ist wohlgenährt, hat einen leicht ergrauten Vollbart und eine tiefe Stimme. „Heute begrüßen wir drei neue Mitglieder“, verkündet Herr Schittich, Gewerbeschullehrer im Ruhestand. Seine Frau steht auf, sie hat kleine, blaue Pässe aus Pappe und goldene Anstecknadeln in der Hand. Sie umrundet den rechteckigen Glastisch. „Ich begrüße Sie oder Dich ganz herzlich hier in unserer Kreise“, sagt sie zu Holger Hannabach. Er schaut zu ihr hinauf und nickt. Die Runde klatscht in die



Für Neu-Weltbürger, Holger Hannabach ist Gewalt keine Lösung.

Hände. „Das ist Ihr oder Dein Weltbürgerausweis.“ Sie überreicht ihm seinen Pass. Auf der Vorderseite tragen zwei Hände eine goldene Erdkugel. Auf Englisch, Arabisch, Russisch, Spanisch und Chinesisch, nur nicht auf Deutsch, stehen die Bedeutungen für „Weltbürger“ auf dem Pass. Holger Hannabach ist 20. Seine schwarzen Haare sind zu einem kleinen Turm gegelt. Ingeborg, seine Mutter, die neben ihm sitzt, hat ihn zu der Versammlung mitgebracht. Beide sind das erste Mal dabei. Ingeborg Hannabach hat beim Hundefriseur von dem Verein erfahren, hat es ihrem Sohn erzählt, und nun sitzt er hier, weil „ich der Auffassung bin, dass Gewalt keine Lösung ist und dass man alle Probleme auf friedliche und gemeinschaftliche Art lösen kann.“ Auch seine Mutter erhält einen Pass. „Sie oder Ihr solltet aber bedenken“, ermahnt Klaus Schittich, „dass dieser Pass bisher keinerlei staatliche Bedeutung hat. Also Ihr könnt damit nicht ins Ausland reisen. Das hat bisher nur einer geschafft.“

Er meint den US-Amerikaner Garry Davis.

Davis hatte 1948 seinen US-Pass auf einem Einwohnermeldeamt in Paris abgegeben und sich zum Weltbürger erklärt.

Er malte sich selbst einen blauen Pass, das Vorbild für jenes Dokument, den gerade Holger Hannabach und seine Mutter erhalten haben. Davis wollte frei sein, überall hinreisen können. Staatsbürgerschaft war für ihn nur als bürokratisches Hindernis.

Als ihn die französische Regierung daraufhin ausweisen wollte, flüchtete er zum Palais de Chaillot in Paris, wo gerade die Vereinten Nationen tagten, um die Charta der Menschenrechte zu beschließen. Der Fall Davis erregte weltweit Aufsehen. Albert Camus, André Breton, Carlo Levi und viele andere setzten sich für ihn ein. Frankreich konnte schließlich nicht mehr anders als ihn vorläufig zu dulden.

Weltbürger Davis eröffnete ein kleines Büro in Paris und registrierte Gleichgesinnte. 750 000 Anfragen soll er in nur zwei Jahren erhalten haben. Als Frankreich nochmals versuchte, ihn auszuweisen, kaufte sich Davis ein Zelt und schlug es genau auf der deutsch-französischen Grenze zwischen Straßburg und Kehl auf. Mehrfach wurde er in europäischen Ländern inhaftiert wegen illegaler Einreise. Heute lebt Davis 84-jährig in den USA, besitzt noch immer keinen Pass und kandidiert regelmäßig mit seiner „World Citizen Party“ für die US-Präsidentschaft.

In Überlingen nimmt Klaus Schittich den Globus in die Hand. „Die letzte große Versammlung der Weltbürger, also aller Vertretungen auf der Erde, fand in San Francisco statt.“ Er zeigt mit dem Finger auf den kleinen roten Punkt. „Ja, die Konferenz war sehr beeindruckend“, sagt seine Frau. Auf dieser Versammlung habe sie das andere Amerika erlebt, „nicht dieses Bush-Amerika. Die Leute sehen sich nicht als Produkt der Nation.“

„Wird der Verein in den USA schikaniert?“, fragt Holger Hannabach. Frau Schittich lächelt, dann sagt sie, dass „wir in den Medien dort keinen Zugang finden. Die Versammlung – und wir waren immerhin knapp eintausend Menschen im Universitätsgebäude – wurde nicht erwähnt. Auch in den Schulen sind wir kein Thema.“ Aber wenigstens der Rektor habe ihr gesagt, dass das Weltbürgertum eine gute Sache wäre.

„Aber in den USA,“ fährt sie fort, „was uns da aufgefallen ist, ist die unendliche Armut. Es herrscht eine absolute Atmosphäre der Angst und Armut in San Francisco. Amerika ist ein Dritte-Welt-Land geworden.“ Die Runde nickt. „Man sollte



Auch mit einer Unterschrift ist der Weltbürger-Pass nur symbolisch gültig.

„Wir haben einen jungen Mann gesehen, der hatte sich die Augen zugeklebt und lief rückwärts durch die dunklen Straßen.“

wissen, dass vier Prozent der reichen Amis mehr Einkommen haben als der Rest der Bevölkerung“, sagt Frau Schittich. „Die Menschen laufen mit Wahnvorstellungen durch die Straßen. Wir haben einen jungen Mann gesehen, der hatte sich die Augen zugeklebt und lief rückwärts durch die dunklen Straßen.“

Ernst Heinrichsohn, 87, ältestes Mitglied im Weltbürgerverein, konnte nicht kommen. Doch sein „Buch der Weltbürger“ steht bei allen zu Hause im Regal, das Heinrichsohn im Eigenverlag herausgegeben hat. Im Anhang hat er sogar einen eigenen Verfassungsentwurf aufgestellt. Nur noch Unterschrift und Datum fehlen. Heinrichsohn will einen Weltstaat mit ei-

ner von allen gewählten Regierung. Sie garantiert weltweiten Frieden und kümmert sich ansonsten um den Umweltschutz. Einzelne Regionen und Länder, die so genannten „Gliedstaaten“, erledigen den Rest.

„Die Weltgeschichte“, schreibt Heinrichsohn, „hat bewiesen, dass die größten Verbrechen von Diktatoren begangen worden sind.“

Die Idee ist nicht neu: Schon der deutsche Philosoph und Aufklärer Immanuel Kant hatte diesen Gedanken formuliert. „Dauerhafter Frieden setzt Vertrauen voraus“, schreibt Kant in seinem Essay „Vom ewigen Frieden“ und entwirft eine Generaltheorie eines Weltstaates. Er fordert, dass die Staaten der Welt abrüsten und sich nicht mit Gewalt in die Angelegenheiten anderer Staaten einmischen. Der Weltstaat selbst, so Kant, könne nur existieren, wenn er demokratisch ist und freier Austausch und Handel zwischen den einzelnen Regionen besteht.

Die Hoffnung auf einen Weltstaat beschäftigte auch Marxisten und Anarchisten seit Ende des 19. Jahrhunderts. Doch

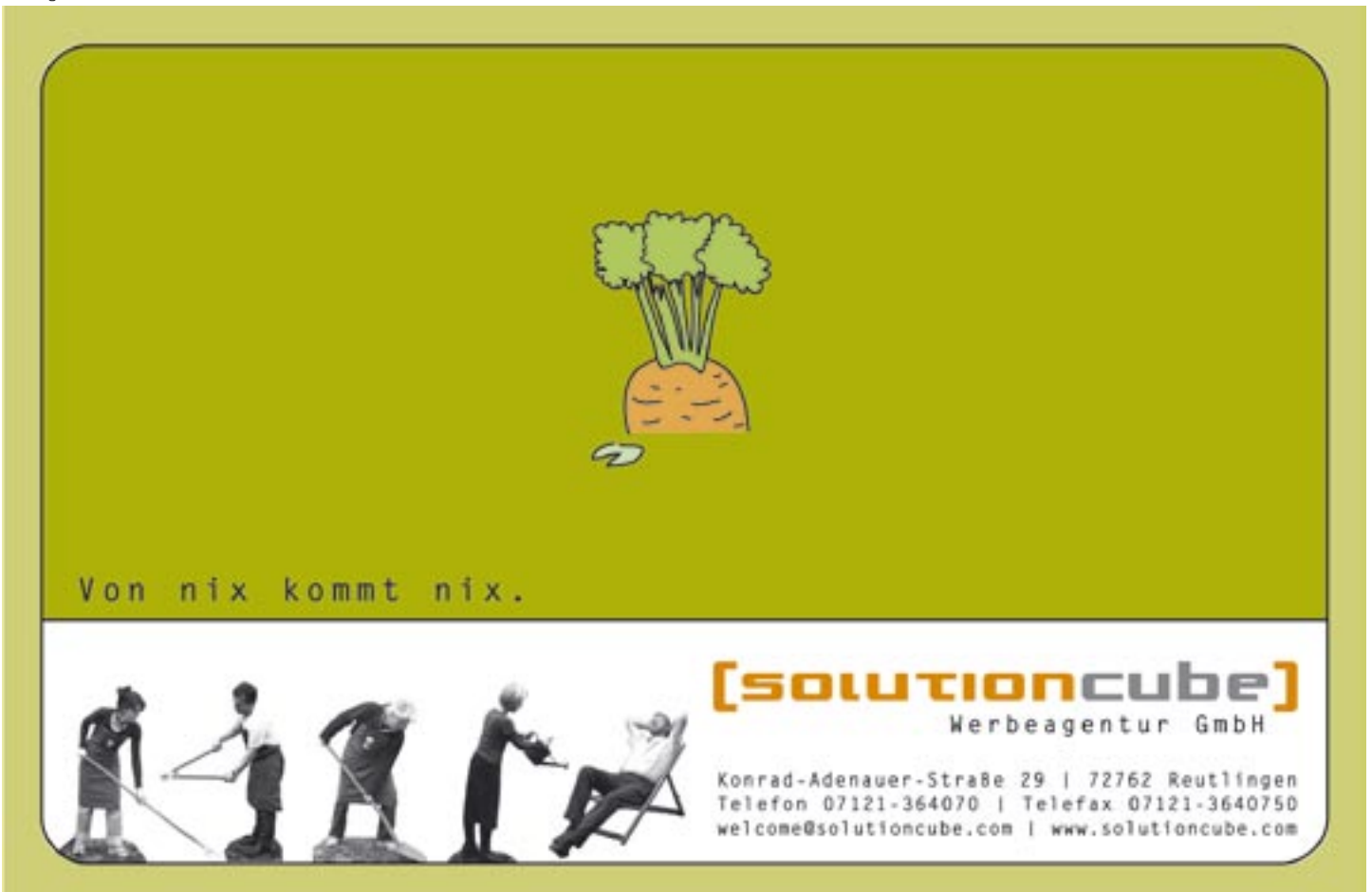
während die Marxisten eine Gesellschaft anstrebten, in der irgendwann die Organisation des Staates überflüssig ist, wollten die anarchistischen Gruppen den Staat generell abschaffen, weshalb sie auch jede Parteiorganisation ablehnten. Fürst Pjotr Alexejewitsch Kropotkin, ein russischer Schriftsteller und Geograph, entwickelte 1897 den anarchistischen Gedanken weiter. Sein „anarchistischer Kommunismus“ propagierte eine egalitäre und selbstverwaltete Gesellschaftsordnung ganz ohne hierarchische Strukturen und Gesetze.

Heute ist die Idee des Weltbürgertums fast ganz verschwunden. Nur noch in wissenschaftlichen Debatten taucht sie hin und wieder auf. So hat der Münchner Gesellschaftswissenschaftler Ulrich Beck in einem Essay dafür plädiert, europaweite Parteien zu gründen als Vorstufe zu globalen Parteien. „Viele Probleme sind zwar national, betreffen aber auch andere Länder. Und das kann nur transnational gelöst werden.“

Gut Ding will Weile haben – und so schätzt Klaus Schittich „werden wir in drei bis vier Generationen vielleicht die Mehrheit sein.“ Dann kommt er zum Kassenbericht. Der aktuelle Kassenstand der Weltbürger liegt bei 300 Euro. „Was machen wir nun damit“, fragt er und schlägt vor, damit ein Flüchtlingslager in Ghana zu unterstützen. Ein Sozialarbeiter habe dort eine Weltbürgergruppe gebildet und eine Schule aufgebaut. Die Versammlung beschließt, das Geld dorthin zu spenden.

Vor drei Jahren hatten sich die Schittichs mit wenigen Gleichgesinnten eben in jenem Café „Drehscheibe“ in Überlingen getroffen, um darüber zu reden wie man die Welt verbessern kann. „Und heute“, sagt Schittich und schaut zufrieden in die Runde, sind wir schon über dreißig.“

-Anzeige-



Von nix kommt nix.

[solutioncube]
Werbeagentur GmbH

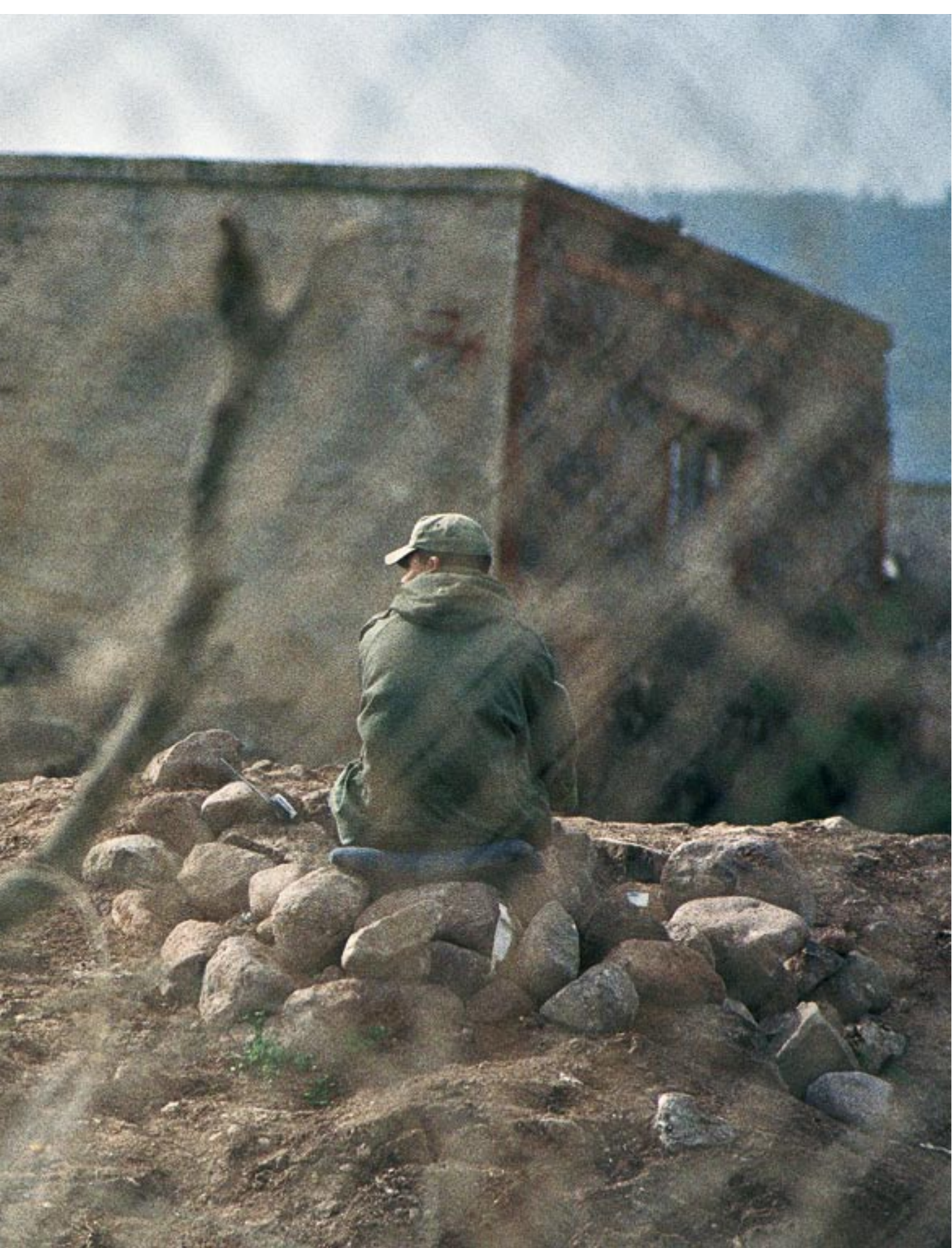
Konrad-Adenauer-Straße 29 | 72762 Reutlingen
Telefon 07121-364070 | Telefax 07121-3640750
welcome@solutioncube.com | www.solutioncube.com

Die Grenzer

Beobachtungen am Maschendrahtzaun

Beamte der Guardia Civil stehen Wache am Zaun von Melilla.
Sie sollen verhindern, dass Flüchtlinge aus Schwarzafrika,
Asien oder Algerien auf europäischen Boden gelangen.

*Text: Katrin Zöfel
Foto: Katharina Mouratidi*





Ein sechs Meter hoher Doppelzaun trennt Melilla von Marokko. Nach dem Ansturm im Herbst 2005 wurde er auf das Doppelte erhöht.

- Sie kommen nachts: Ein, zwei, fünf Gestalten tauchen aus dem Dunkel auf, innerhalb von Sekunden sind es hunderte, die auf den Zaun zustürmen. „Sehen Sie, schon sind die Leitern am Zaun, schon sind die ersten drübergeklettert, so schnell kann kein Mensch reagieren!“ Teniente Francisco deutet auf den Monitor, auf dem die Archivbilder der Überwachungskamera ablaufen. Sie zeigen den Massenansturm von Flüchtlingen auf die Grenzzaune um Melilla im Oktober 2005. „Und diese Typen hier, die haben sich einfach hingelegt, nachdem sie den ersten Zaun überwunden haben, damit wir sie auflesen und ins Krankenhaus bringen. Alles nur Show!“ Hat ein Flüchtling erst einmal spanischen Boden erreicht, darf er bleiben, vorläufig. Der Wachoffizier der Guardia Civil mit dem markanten, schmalen Gesicht schüttelt den Kopf. Nach fünf Jahren Dienst in Melilla überrascht ihn nicht mehr viel. Wenn er erzählt, klingen die dramatischen Szenen fast wie Pfadfinderspiele: „Die Rollen sind klar verteilt: Sie wollen rein, wir wollen das verhindern“, sagt er.

„Die leben ja wie die Tiere im Wald, man riecht den Rauch der Lagerfeuer, den Schweiß.“

Der Grenzzaun trennt die dritte von der ersten Welt. Arm trifft auf Reich. Links beginnt Marokko, stehen Minarette, schachteln sich Häuser in den Hang. Rechts sind die Straßen geteert, Kirchenglocken läuten am Morgen, Cafés servieren spanischen „cafe solo“. Dazwischen ein sechs Meter hoher Doppelzaun, gekrönt mit Natodraht, Wachtürme. Der Ansturm der Verzweifelten trifft auf die spanische Exklave Melilla an der Mittelmeerküste Marokkos. Aus europäischer Sicht ein verschlafenes Städtchen. Aus afrikanischer Sicht eines der großen Einfalltore nach Europa.

Noch im vergangenen Sommer war der Doppelzaun drei Meter hoch. Inzwischen hat man ihn um drei auf sechs Meter aufgestockt. Ein schwarzes Kabel zieht sich in zwei Metern Höhe am Zaun entlang, ein Berührungssensor. Im Asphalt sind Trittmelder eingelassen. Jede Bewegung löst im Sicherheitszentrum der Guardia Civil Alarm aus, Kameras schwenken automatisch auf den Ort der Unruhe. Nachts ist der Grenzstreifen hell erleuchtet. Infrarotkameras erfassen

auch im Dunkeln jede Regung. Ein Helikopter kontrolliert aus der Luft. Droht ein heimlicher Grenzübertritt, sind die Wachen der Guardia Civil innerhalb einer Minute zur Stelle. Sechshundert Mann bewachen in Tag- und Nachtschichten die Grenze.

Teniente Francisco befiehlt eine der vier Abteilungen der Grenzschrützer. Nach einiger Zeit im Nachtdienst, erzählt er, hatete er die Flüchtlinge schon gerochen, bevor sie im Licht der Grenzanlagen auftauchten. „Die leben ja wie die Tiere im Wald, man riecht den Rauch der Lagerfeuer, den Schweiß.“ Francisco kennt sich in Schwarzafrika aus, hat Monate im Urwald gehaust, für die UNO in Mosambik gearbeitet und nach dem Ende der Diktatur 1992 geholfen, die ersten freien Wahlen vorzubereiten. „Die Arbeit hier ist anspruchsvoll, das gefällt mir. Ich fühle mich wohl in Melilla“, sagt Francisco. An den Wochenenden fährt er nach Marokko und erkundet das Land. „Die Strände sind traumhaft. Ich fahre mit dem Motorrad raus und such mir eine menschenleere Stelle.“

Es gab Fotos, die zeigten wie ein Polizist der Guardia Civil auf Flüchtlinge am Boden eintrat. „Ja, die gingen um die Welt“, sagt Francisco, „aber dass das Ausnahmen waren, dass wir monatelang mit den Flüchtlingen zusammen gelebt haben, ihnen oft unser Essen und Trinkwasser zugeschoben haben, das interessiert keinen.“ Manche Flüchtlinge hateten ihm gesagt, die Guardia sei die beste Hilfsorganisation. „Einige Afrikaner kannten wir mit Namen. Sie erklärten, warum sie nach Europa wollten, redeten auf uns ein.“ Anfangs ließen die Grenzer schwangere Frauen und Verletzte durchschlüpfen, bis sie den Eindruck gewannen, dass manche Frauen sich schwangern ließen und manche Männer sich selbst Schnittwunden zufügten, um nach Europa zu kommen. „Denen war jedes Mittel recht“, sagt Francisco. Danach war Schluss mit Ausnahmen und Kontakten.

„Es war schlimm, die Frauen und Kinder zurück in den Wald zu schicken.“ Teniente Francisco beruhigte sein Gewissen, indem er ihnen Kleidung und Milchpulver zusteckte. Dann verhärteten sich seine Gesichtszüge und er sagt: „Den Frauen sind ihre Kinder doch völlig egal. Die wollen nur nach Spanien und dort in die Prostitution einsteigen.“

Teniente Alfredo, ein kleiner Mann mit rundem Gesicht und freundlichen Augen, ist nachdenklicher als sein Kamerad. Auch er hat die dramatischen Nächte am Zaun miterlebt.



Melilla: Häuser schachteln sich am Hang.

Lange Zeit waren die Flüchtlinge immer nur in kleinen Grüppchen aufgetaucht, hatten an mehreren Stellen zugleich versucht, den Zaun mit Leitern zu überwinden. Guerilla-Taktik, die ihn und seine Männer verwirren sollte. „Da kamen immer nur wenige durch“, erzählt Alfredo. Der erste große Angriff kam im August 2004. Fünfhundert sturmtent an, zweihundert schafften den Sprung auf spanischen Boden.

Der Erfolg sprach sich herum. Im Juni 2005 folgte der nächste Versuch, im September ging es Schlag auf Schlag, und Anfang Oktober rannten die Flüchtlinge Nacht für Nacht auf den Zaun ein. „Wir konnten nicht viel tun. Schießen durften und wollten wir nicht.“ So blieb ihnen nur, mit Stangen die Leitern umzustoen, bevor ein Flüchtling den Zaun überwinden konnte. In mancher Nacht versuchten die Frauen und Kinder unterhalb der Steilküste ihr Glück, während die Männer auf den Zaun sturmtent, um die Guardias abzulenken. „Ich habe selbst Kinder bis in unsere Autos getragen“, erinnert sich Alfredo. „Sie waren ja schon in Spanien. Was sollten wir machen?“

Schließlich gab es Tote. „Wer würde nicht schießen, wenn aus der Nacht tausend Menschen auftauchen, schreiend, wild entschlossen durchzukommen?“ Der Teniente wirkt müde. „Jede Nacht dieses Elend, diese Not. Manchmal möchte man die Tore einfach öffnen“, sagt er.

Alfredo steht auf der Steilküste, dort wo der Grenzstreifen aufs Meer trifft, schaut nach Norden. Weit hinter dem Dunst, acht Stunden Fährfahrt entfernt, liegt Spanien. Manchmal muss Alfredo raus aus Melilla, rüber auf die iberische Halbinsel „um frische Luft zu schnappen.“ Melilla fühlt sich eng an. Ausflüge nach Marokko zu machen, traut er sich nicht. Das Gefühl der Fremdheit gegenüber dem Islam sitzt tief, wie bei vielen Spaniern. „Die Moschee da hinten“, er deutet über den Zaun, „haben sie in kaum ein paar Monaten hochgezogen.“ Fünfmal am Tag trägt der Wind den Ruf des Muezzins nach Melilla hinüber. Es klingt bedrohlich, wenn Alfredo das erwähnt.

Ohne die Unterstützung Marokkos wäre die Grenze um Melilla nicht mehr zu halten. Nach den Massenanstürmen der Flüchtlinge baten Spanien und die EU das Transitland um Hilfe. Seither haben marokkanische Soldaten direkt an der Grenze in dichter Reihe ihre Zelte aufgeschlagen, die Flüchtlingscamps in den Wäldern zerstört und den Wald, der im Herbst noch bis zur Grenze reichte, abgeholzt. „Der Streifen zwischen den Grenzsteinen und unserem Zaun gehört eigentlich noch zu Spanien“, erklärt Alfredo. Genau der Streifen also, auf dem jetzt marokkanische Soldaten patrouillieren. Dort sollte schon im vergangenen Herbst ein dritter Zaun gebaut werden. Eine hochmoderne Konstruktion, die Menschen zwar nicht verletzen, aber wie in einem Spinnennetz aus Draht festhalten sollte. Bisher haben die Marokkaner das Projekt blockiert. Angeblich weil es auf ihrem Territorium geplant worden sei. „Vielleicht aber auch, weil sie weiter für ihre Hilfe von der Europäischen Union bezahlt werden wollen?“ vermutet Alfredo.

Julius Fomukong aus Kamerun gehört zu denen, die den Sprung nach Melilla geschafft haben. Der 32-jährige Geographie-Student verließ seine Heimat, weil „englischsprachige Kameruner keine Chance in meinem Land haben. Die guten Posten und Ausbildungsplätze werden unter den Frankophonen verteilt.“ Die einzige Chance für eine gute Ausbildung, so glaubt er, gäbe es für ihn nur in Europa.



Teniente Alfredo zeigt die Sicherheitstechnik am Grenzzaun.

Julius Fomukong hat es geschafft. Jetzt lernt er Spanisch.





Marokkanische Soldaten haben sich häuslich eingerichtet.

Erste Station für Flüchtlinge: Auffanglager in Melilla.



Er suchte zunächst den legalen Weg, hangelte sich von Land zu Land. Nigeria, Niger, auf dem Landweg weiter nach Libyen. Libyen erkannte sein Visum nicht an, es sei nur für die Einreise per Flugzeug gültig. Die Migranten wurden zusammengetrieben und ins Niemandsland zwischen Libyen und Niger deportiert. Er brach mit fünfzehn anderen wieder Richtung Norden auf. Zu Fuß, heimlich wieder über die Grenze nach Libyen. „Man musste alle Sinne einsetzen, um sich in der Wüste zurechtzufinden“, erzählt er. Nur elf der sechzehn kamen durch. „Du wachst morgens auf. Jemand liegt neben dir und kommt einfach nicht mehr hoch.“

Nur von einem der Toten kennt er den Namen. Austin aus Nigeria. „Als wir wieder in Libyen ankamen, haben wir seine Familie angerufen. Die sollten wissen, was passiert ist.“ In Ghat, einer südlibysche Kleinstadt, treffen sich die Trecks der Schwarzafrikaner. Von hier führt der Weg weiter bis nach Algir, Algeriens Hauptstadt, meist zu Fuß.

In Algir hat Julius drei Monate lang englisch und französisch unterrichtet, um wieder zu Geld zu kommen. „Wenn mir die moslemische Kultur nicht so fremd gewesen wäre, wäre ich vielleicht geblieben“, aber Europa lockte ihn mehr. Schleuser versteckten ihn hinter dem Rücksitz eines Mercedes und schmuggelten ihn nach Melilla hinein. „Es war ein Sonntag, der 14. November 2005. Wir fuhren in eine Tiefgarage. Als ich dort raus kam, fand ich mich mitten in der Stadt wieder.“

Bis die Entscheidung über seinen Asylantrag fällt, sitzt er in Melilla fest. Er will in Europa studieren, Arbeit finden und dann seine fünf Geschwister in Kamerun unterstützen. Um sich die Zeit zu vertreiben, geht er oft in den Stadtpark, paukt Spanisch: „Ich will wenigstens die Leute hier verstehen.“

Der alte spanische Nachtportier des Hotel Nacional hat im vergangenen Oktober die Flüchtlinge laufen gesehen. „Hier sind sie durchgerannt, gehetzt, blutend.“ Danach ist er mit ein paar alten Kleidern ins Auffanglager gegangen. „Es sind arme Menschen. Ich würde es genauso machen, wäre ich an ihrer Stelle.“ In Melilla lebten seit fünf Jahrhunderten fünf Kulturen zusammen, erzählt er: Christen, Moslems, Juden, Hindus, dazu Sinti und Roma. „Wir Melillenser sind tolerant und gastfreundlich, die Schwarzen kommen als friedliche Menschen, mit denen gibt es keine Probleme.“ Nicht alle denken so wie der alte Mann. Mancher auf der Straße spricht von dem Fass, in das nichts mehr rein passt. Davon, dass Mig-

ranten die wenigen Arbeitsplätze wegnehmen. Marin Miguel, Vizepräsident der Lokalregierung, fasst die Stimmung unter den Bürgern zusammen: „Melilla ist zu klein, wir alleine können dieses Problem nicht lösen.“ Marokko solle die Schwarzafrikaner von Melilla fernhalten. Und Europa die Immigration rigide regeln: „Wenn ein Land Arbeiter braucht, etwa als Erntehelfer, sollen sie kommen, aber kontrolliert und nicht für immer.“

In Marokko sind Flüchtlinge aus Schwarzafrika, Algerien und Asien noch weniger willkommen als in Spanien. Viele Flüchtlinge berichten, dass sie von marokkanischen Beamten geschlagen und beraubt wurden. Flüchtlingsfrauen laufen Gefahr, zu zur Prostitution gezwungen zu werden. Eine von ihnen ist Sofia, eine junge Algerierin.

Die kleine, rundliche Frau musste aus ihrer Heimat fliehen, weil sie schwanger geworden war von einem christlichen Mann, einem Franzosen. Ihr Vater, ein strenggläubiger Moslem, schwor, sie zu töten, um die Schande aus der Welt zu schaffen. „Ich bin meinem Vater nur knapp entkommen“, erzählt sie. „Um vier Uhr morgens wachte ich im Hotel vor der Grenze auf und hörte eine Stimme, die mich warnte. Ich brach schnell auf.“ Seither glaubt sie, dass Gott sie beschützt.

Eine Freundin erzählte ihr später, dass ihr Vater tatsächlich an jenem Morgen im Hotel nach ihr gesucht habe. Ein Schleuser brachte sie nach Nador, der marokkanischen Grenzstadt auf dem Weg nach Melilla. „Ich hatte ihn dafür bezahlt, dass er mich bis nach Melilla bringt. Stattdessen hat er mich an einen Polizisten weitergegeben, der mich in sein Haus sperrte und wollte, dass ich für ihn auf den Strich gehe.“ Sie konnte entweichen, und schaffte es über die Grenze nach Melilla.

Im Auffanglager lernte sie ihren Mann kennen. Er ist Algerier wie sie und hat drei Jahre in Frankfurt/Main als Asylbewerber gelebt. Dorthin wollen sie. Politisches Asyl? Schwierig. Was sie sich wünscht? „Einfach einmal ruhig leben können.“ Seit anderthalb Jahren wartet sie auf eine Entscheidung, wie es mit ihr weitergehen soll. Die Morddrohung ihres Vaters reicht den europäischen Behörden nicht für ein Asyl. Wer, wann, warum nach Europa einwandern darf, weiß keiner genau. Manche warten Monate im Auffanglager, andere wenige Wochen. José Morales, Mitbegründer der Hilfsorganisation Melilla Acoge, kennt die Gerüchteküche.



Einmal gab es Streit im Lager, wegen der Nummerierung der Betten, erzählt er: „Die Flüchtlinge glaubten, niedrigere Nummern bedeuteten, dass man schneller nach Europa dürfte.“ Ein System sei nicht erkennbar: „Verwirrung ist programmiert. Wenn wir die Flüchtlinge nicht beraten würden, hätten sie keine Chance zu verstehen, was mit ihnen passiert.“

Inzwischen wird der „Schutzwall“ um Melilla weiter perfektioniert. Nahe des Grenzübergangs Beni-Enzar kreuzt ein Fluss die Grenze. Hier spielte sich der jüngste Ansturm ab. Nun



Überbleibsel eines Dramas: Die selbstgebauten Leitern der afrikanischen Flüchtlinge verrotten vor dem Grenzzaun.

wird aufwändig eine Schleuse gebaut, auf der ein sechs Meter hoher Doppelzaun die Lücke schließen soll. Am Nordende der Grenze, wo im Oktober die Frauen mit ihren Kindern in die Exklave eindringen, entsteht ein Steindamm. Das Hindernis wird so weit ins Meer reichen, dass keiner mehr daran vorbei nach Melilla hinein waten kann.

„Im Mai wird's wieder losgehen“, prophezeit Teniente Francisco. „Im Moment ist es ruhig. Der Winter hält die Flüchtlinge ab, weil der Unterschlupf in den Wäldern rund um Melilla un-

gemütlich und kalt ist.“ Nur dreihundert Menschen warten dort noch auf ihre Chance. Wird es wieder wärmer, werden es wieder mehr, ob die Marokkaner nun schärfer kontrollieren oder nicht. „Sie werden sich immer neue Wege suchen“, meint Francisco „Millionen wollen nach Europa – die werden sich nicht auf den letzten paar Metern von uns aufhalten lassen.“





1 Kinder aus Flüchtlingslagern im Norden Ugandas schlafen lieber in den Straßen der Stadt. Dort fühlen sie sich sicherer vor nächtlichen Überfällen der Rebellen.

2 Lalam ist 14. Rebellen der Lord Resistance Army hatten sie entführt, vergewaltigt und zum Morden gezwungen. Lalam hat Aids.

Auf der Flucht

Text und Foto: Carsten Stormer

• Eine Welle aus Dreck und Kot brandet die Hügel hinunter, schiebt sich durch wackelige Zelte aus grünen Planen. Zehn Quadratmeter Plastik über einer stinkenden Pfütze, Heimat für fünf Menschen. Tausende dieser Behausungen stehen an den Hängen. Es regnet in Strömen. Seit zehn Tage befinde ich mich hier an diesem verdammten Ort, dem Flüchtlingslager Tche, im Nordosten des Kongo. Seit zehn Tagen höre ich Geschichten und fotografiere Szenen, die sich in meinem Kopf festkrallen und nachts wie heiße Lava gegen meine Hirnschale pochen. Waisen mit langen Narben im Gesicht erzählen, wie ihre Mütter, Väter, Geschwister mit Macheten geschlachtet wurden. Frauen berichten mir, wie Schwangere und Kleinkinder vergewaltigt und anschließend getötet wurden. Man zeigt mir abgetrennte Köpfe, aufgeschlitzte Leiber und verkohlte Körper in ausgebrannten Ruinen. Ich sehe verzweifelte Mütter, die versuchen, tote Säuglinge an vertrockneten Brüsten zu stillen. Alte Männer wippen apathisch ihre ausgezehrten Körper und blinzeln mit toten Augen in den Regen. Auf und ab, hin und her, den ganzen Tag. Nachts liegt das fiebrige Stöhnen der Cholerainfizierten wie die monotone Melodie eines Klageliedes über dem Lager, nur unterbrochen vom Schreien frierender und hungriger Kinder. Morgens werden die Opfer der Nacht eingesammelt. Ich sehe niemanden weinen, keiner lacht. Die Tränen sind verbraucht, oder aufgespart für das nächste Massaker. Ich bin ein Fremdkörper, ein Gesunder unter Verwundeten. Ich fühle mich wie ein Voyeur des Elends, der nichts tut, um das Leiden zu lindern, zu beenden – nur festhält. Ich bin hilflos, machtlos, kraftlos, verzweifelt. Ich verstecke mich hinter Kamera und Notizblock. Bis ich wütend in meine Welt zurückkehre, um zu berichten, mit den Bildern und Geschichten im Kopf, die sich allmählich überschneiden, egal ob aus Uganda, dem Sudan oder dem Tschad. Ob sie was ändern? Dann kommen die Schuldgefühle und mit ihnen die Tränen.



1

1 Ein Junge aus Darfur liest im Schein des Lagerfeuers Suren aus dem Koran. Alleine floh er in ein Flüchtlingslager ins benachbarte Tschad.

2 Im Flüchtlingslager Tche/Kongo leben rund 24 000 Menschen seit über einem Jahr unter Zeltplanen.

3 Die Narbe auf Kaabas Wange stammt von einem Machetenhieb. Seine Eltern wurden bei dem Überfall auf sein Dorf im Osten des Kongo ermordet.



1 Flüchtlinge im Lager Tche/Kongo warten auf die Nahrungsmittelausgabe der deutschen Welthungerhilfe.



2 Ein Kind bittet um Essen. Der Stacheldraht trennt das Lager von den UNO-Soldaten, die die Flüchtlinge beschützen sollen.





3

3 Mit einem Holzmörser zermalt ein Mädchen Maniokwurzeln. Ohne Nahrungsmittellieferungen von internationalen Hilfsorganisationen würden die Flüchtlinge verhungern.

„Irgendwann zerfällt das Gewebe“



Interview: Katrin Zöfel

Vor mehr als 30 Jahren schreckte der „Club of Rome“ mit seiner Studie „Grenzen des Wachstums“ die westliche Welt auf. Darin wurde ein baldiges Desaster prognostiziert, wenn weiter so verschwenderisch mit den Rohstoffen der Erde umgegangen werde. Warum trafen die Vorraussagen nicht ein?

Tilman Santarius: Der Fehler war, dass der Ressourcenverbrauch von damals einfach in die Zukunft fortgeschrieben wurde. Tatsächlich gehen wir aber mit den Rohstoffen inzwischen effizienter um.

Uff, das klingt beruhigend.

Ist es aber nicht. „Grenzen des Wachstums“ war nur zu einfach gedacht. In Wahrheit ist es so: Die Verknappung der Rohstoffe in der Zukunft hat schon heute gravierende Auswirkungen: Die Preise steigen, es kommt zu sozialen Konflikten oder gar Kriegen um Rohstoffe. Nirgendwo ist das sichtbarer als beim Erdöl. Weil klar ist, dass wir in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren mit drastischen Engpässen zu rechnen haben, will sich jeder den Nachschub für die Zukunft sichern.

Ein weniger bekanntes Beispiel?

Das Roherz Coltan, das man unter anderem für die Handy-Produktion benötigt, kommt nur an ganz wenigen Stellen auf der Erde vor, eine davon ist der Kongo. Durch den Handy-Boom schoss die Nachfrage nach Coltan in die Höhe. Regierungstruppen und Rebellen kämpfen bis heute um das Abbaugelände.

Was passiert, wenn eines Tages auch die landwirtschaftliche Anbaufläche knapper wird?

Sie ist schon heute knapp. Heute ist durch die Globalisierung der Weltwirtschaft auch die Anbaufläche indirekt zu einer Handelsware geworden. Konkret bedeutet das, dass in Ländern des Südens Feldfrüchte angebaut werden, die für den Export in die Europäische Union oder nach Amerika bestimmt sind. Wir führen jedes Jahr mehrere Millionen Tonnen Futtermittel in Form von Soja und Maniok ein, um es hierzulande an Schweine und Rinder zu verfüttern. Bei dem hohen Fleischkonsum, den wir haben, können wir den Bedarf gar nicht mehr durch eigene Futtermittel decken.

In Zahlen ausgedrückt?

Die Importe landwirtschaftlicher Erzeugnisse in die EU aus Entwicklungsländern benötigen eine Anbaufläche von etwa einem Fünftel der Fläche der gesamten EU. Für den Export werden meist die fruchtbaren Flächen verwendet. Die schlechten Böden bleiben der einheimischen Bevölkerung für die Selbstversorgung. Wenn Länder wie China ähnlich anspruchsvolle Ernährungsgewohnheiten annehmen wie wir in Europa, wird sich dieser Streit um gutes Land noch drastisch verschärfen.

Ihre Prognose für die Zukunft?

Kurz gesagt: wenn sich wachstumsorientierte, freie Marktwirtschaft ungezügelt entfaltet, führt das zu einem Desaster, sozial und ökologisch. Das haben „Die Grenzen des Wachstums“ 1972 gesagt, und das gilt heute noch genauso. Man kann es vielleicht mit einem Gewebe vergleichen: Wird es überstrapaziert, reißt es zwar nicht sofort. Es wird zunächst brüchig, dann entstehen einige kleine Löcher, doch irgendwann zerfällt das Gewebe.

Tilman Santarius arbeitet als Projektleiter am Wuppertal Institut für Klima, Umwelt und Energie. Er ist Co-Autor des 2005 erschienenen Buches „Fair Future – Begrenzte Ressourcen und globale Gerechtigkeit“ (München: C.H.Beck-Verlag).

-Anzeige-

Reutlinger Gesundheits Akademie

- Seminare und Fortbildungen für
 - ... Erzieherinnen/-innen
 - ... Ergotherapeut/-innen
 - ... Physiotherapeut/-innen
- Langfristige Weiterbildungen mit qualifiziertem Abschluss
- Inhouse-Schulungen



Fordern Sie unser Seminarprogramm an:
Reutlinger Gesundheits Akademie
c/o Volkshochschule
Spendhausstr. 6
72764 Reutlingen
Tel. 07121 336-250
Fax 07121 336-222
kontakt@rega.vhsrt.de
www.rega.vhsrt.de



Schöner Sterben

*Text: Lisa Napholcz
Foto: Andreas Lobe*

• Die Schallplatte im Kopf von Josef Subanovic* hat einen Sprung. „Ich will sagen ... aber ... wie Schallplatte ... geht nicht weiter.“ Subanovic schüttelt den Kopf und legt die Hände in den Schoß. Er sitzt im Rollstuhl. Seine Haare sind mit grauen Strähnen durchzogen, an manchen Stellen stehen sie wirr in die Höhe, an anderen hat er faustgroße kahle Stellen. „Manchmal ... mich selber nicht ... verstehen“, sagt er und lächelt. Er lächelt nicht oft. Ein Tumor drückt hinter seinem rechten Auge auf den Sehnerv und lässt ihn langsam erblinden. Mitten im Satz brechen ihm Worte weg und kommen

an der falschen Stelle zurück. Das macht ihn verrückt. Es gibt Tage, da schreit er und windet sich in Krämpfen, fühlt sich bedroht und will nur noch weg. Aber heute ist ein guter Tag.

Josef Subanovic, 48, ehemaliger Laborant am Uniklinikum in Ulm, hatte Glück. Die Sozialarbeiterin, die ihn betreut, seitdem er nicht mehr geschäftsfähig ist, hat ihn in das Hospiz Veronika einweisen lassen. Seit vier Jahren gibt es diese Zuflucht für Sterbende im vierten Stock des Altenheimes Sankt Elisabeth in Eningen bei Reutlingen. Das Hospiz kann sechs

„Gäste“ aufnehmen, wie die todkranken Bewohner hier genannt werden.

„Den Kaffee mit Milch und Zucker, nicht wahr, Herr Langer?“ Johannes Langer*, 65, hockt in einem Rollstuhl mit hoher Lehne, Arme und Rücken mit Kissen abgestützt. Schwester Pia Ebnetter legt ihren Arm um seine Schulter, beugt sich herunter und sucht seinen Blick. Langsam hebt er den Kopf, schaut sie aus großen blauen Augen an, tief erstaunt. Dann gehen beide Mundwinkel im Zeitlupentempo nach oben, er strahlt. Ja, bitte, würde Herr Langer jetzt sagen,



wenn er noch sprechen könnte. Der Tag, an dem er sein letztes Wort gesprochen hat, liegt nur einige Wochen zurück. Welcher Tag und welches Wort genau, weiß niemand mehr. Was alle wissen ist, dass sich der Tumor ausgebreitet hat und kein Medikament ihn mehr aufhalten kann.

„Grüß Gott, Herr Langer“ Ulla Hoffmann*, 56, weiß, was sich gehört. Sie war in einem Amt beschäftigt, hatte Kundenverkehr und Menschenkenntnis. Eigentlich sucht sie ihre Perlenkette, aber weil sie nun schon mal da ist, setzt sie sich. „Ein Tässchen Kaffee kann nicht schaden“, sagt sie und lächelt höflich. Ihr Schädel ist kahl, ihr Gesicht bleich, die Augen hinter den Brillengläsern sind so dunkelbraun wie die Fassung der Brille. Der Pullover, den Frau Hoffmann heute trägt, ist ein echter Hingucker: Kunterbunte Streifen, längs und quer, in unterschied-

lichen Breiten und Längen, raffiniert gestrickt, wie eine Luftaufnahme blühender Felder. Als sich im vergangenen Frühjahr die Krankheit bemerkbar machte, war es zu spät: Sie, die Korrekte und Kluge, ist auf einmal vergesslich, verursacht kleine Autounfälle, schließt sich in ihrer Wohnung ein, geht nicht ans Telefon. Freunde machen sich Sorgen, lassen schließlich die Tür aufbrechen. Sie kommt in die psychiatrische Klinik, dann in die neurologische. Die Ärzte entdecken einen Tumor im Kopf, Ulla Hoffmann wird sofort operiert, kurz darauf im Kopf ein weiterer Tumor, sie wird erneut operiert. Die Ursprungserkrankung – ein Bronchialkarzinom – wird entdeckt. Jetzt weiß man, die Hirntumoren sind Metastasen, der Krebs hat sich längst ausgebreitet. Trotzdem wird noch einmal operiert, ein Teil der Lunge entfernt. Bestrahlung und Chemotherapie, alles ohne Erfolg. Seit eini-

gen Tagen setzt sie ihr Kopftuch nicht mehr auf. Es sei ihr lästig geworden, und wozu auch, man sei ja unter sich.

Frau Rausch kann warten. Irgendjemand wird sich schon erbarmen und die Kappe zurückschieben.

Eftimia Rausch* ist da anderer Meinung, sie hat sich von Schwester Pia ihre braune Kappe aufsetzen lassen. Nach dem Haarausfall ist sie zu groß geworden, rutscht ihr über Stirn und Augen, sobald sie den Kopf ein wenig bewegt. Frau Rausch kann warten. Irgendjemand wird sich schon erbarmen und die Kappe zurückschieben. Eftimia Rausch ist hart im Neh-



men. Vor vier Jahren teilten die Ärzte der damals 46-jährigen Griechin mit, dass sie Brustkrebs hat. Die Krankheit, an der ihre Mutter im Alter von fünfzig Jahren gestorben ist, und die sie so sehr fürchtete. Im Oktober vergangenen Jahres verschlechterte sich ihr Zustand, die Ärzte können nicht mehr helfen. Sie kam zum Sterben ins Hospiz nach Eningen. Jetzt ist es Januar und sie stirbt noch immer. Der Krebs breitet sich überall in ihrem Körper aus. Auch im Kopf. Mitte Dezember legten Metastasen die linke Körperhälfte lahm. Das ist das Ende, dachten alle, aber sie starb nicht, rappelte sich langsam wieder hoch. So weit, dass sie wie Herr Langer wieder in einem Rollstuhl mit hoher Lehne sitzen kann, die leblose Seite von Kissen gestützt.

Es kommt nicht oft vor, dass vier der sechs Gäste im Hospiz Veronika gemeinsam am großen Esstisch in der

„Wer von Zuhause oder aus dem Krankenhaus zu uns kommt, erlebt oft eine deutliche Besserung der Beschwerden“

Küche sitzen. Auch dass alle vier an Hirntumoren leiden, ist eher die Ausnahme. Im Hospiz Veronika wohnen manche Patienten Monate, andere nur zwei Tage. Im statistischen Schnitt kommt der Tod nach drei Wochen. Fast immer sterben die Bewohner an Krebs, so wie Jürgen Köber* und Volker Theis*. Köber hat Darmkrebs im Endstadium und kann das Bett nicht mehr verlassen, Theis hat Prostatakrebs und ist „final“. Das heißt, er wird in den

nächsten Stunden sterben. Es ist ein kalter Wintertag, der Himmel über der Schwäbischen Alb am Horizont ist blau. Kaffeezeit, der Höhepunkt des Tages: Immer gibt es Kuchen und fast immer Besuch. Auf dem Boden direkt neben der Zimmertür von Theis steht ein kleiner viereckiger Kasten und brummt. „Warum ist das so laut?“ fragt Frau Hoffmann. „Geht nicht anders, das ist das Sauerstoffgerät für Herrn Theis“, ruft Schwester Pia aus der anderen Ecke der Küche, wo sie gerade die Spülmaschine ausräumt.

Im Hospiz Veronika verstehen sie ihr Handwerk: Das mit der Atemnot haben sie im Griff, die Schmerzen auch und die Übelkeit lässt sich auf ein erträgliches Maß reduzieren. „Wer von zu Hause oder aus dem Krankenhaus zu uns kommt, erlebt oft eine deutliche Besserung der Beschwerden“, sagt Ulrich Hufnagel, „eine gute Palliativbetreu-



ung ist Voraussetzung für eine sinnvolle letzte Lebensphase.“ Der 51-jährige Krankenpfleger ist ausgebildet in palliativmedizinischer Pflege und leitet das Hospiz Veronika seit über zwei Jahren.

Mit der Hospizbewegung entwickelte sich die neue Fachrichtung der Palliativmedizin: Ärzte, Krankenschwestern und Krankenpfleger lernen, Symptome und Beschwerden von Patienten zu lindern, wenn es nichts mehr zu heilen gibt. Zum Team im Hospiz Veronika gehören acht derart ausgebildete Krankenschwestern und ein Seelsorger. Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen der ambulanten Hospizgruppe, die in Kursen auf die Begegnung mit Sterbenden vorbereitet wurden, kommen täglich und packen an, wo es nötig ist. „Ich komme gern hierher, der Kontakt mit den Menschen hier gibt einem sehr viel, man sieht irgendwie, dass Leben und Sterben zusammen gehören.“, sagt Rena-

te Reihle-Modschiedler aus Eningen. Die untersetzte, rothaarige Frau Ende Vierzig ist Verkäuferin und kommt an drei Nachmittagen im Monat ins Hospiz, kocht Kaffee, räumt die Küche auf, desinfiziert das Zimmer eines Verstorbenen und richtet das Abendessen für die Patienten her. Ein Arzt gehört nicht zur Station. Das Versorgen mit Medikamenten oder das Ausstellen des Totenscheines übernehmen entweder die Hausärzte der Gäste oder die niedergelassenen Ärzte in Eningen.

„Hier steckst du also ... grüß dich, Uuulla!“ Die Freundin von Ulla Hoffmann beugt sich zu ihr, nimmt sie in ihre starken Arme und drückt sie sanft. Die rundliche Frau im weiten schwarzen Pullover über der schwarzen Hose, die Haare verwuschelt, rot und blond gefärbt, zieht einen Beutel Kaffeebohnen aus ihrer Tasche und schwenkt ihn dicht vor die Nase von

Frau Hoffmann, hält kurz inne und stellt ihn neben die Espressomaschine. „Wenn ich hier schon den Kaffee wegtrinke, dann muss ich doch für Nachschub sorgen“, dröhnt sie mit rauchiger Stimme über das brummende Sauerstoffgerät hinweg und lacht aus vollem Hals. Die Tür öffnet sich und Hufnagel kommt aus dem Zimmer des siebzehnjährigen Volker Theis. Gerade hat ihm Hufnagel mit einem Wattestäbchen die trockene Mundhöhle feucht getupft. Das Gerät neben der Tür erhöht die Sauerstoffkonzentration ein wenig, aber vor allem nimmt es den Angehörigen die Angst, der Sterbende könne qualvoll ersticken. Hufnagel, drahtig und versiert auch im Umgang mit Angehörigen, schaut auf die Uhr, er wartet auf Frau Theis. Er wird sie abfangen und vorbereiten auf das, was sie erwartet. Sie wird wie immer tapfer und gut gelaunt sein, wird fragen, was denn los sei und Hufnagel



wird sagen, „gehen wir doch kurz ins Stationszimmer.“ „Ich habe einen Kuchen gebacken“, wird sie antworten und ihn auf den Küchentisch stellen.

Um 1. 54 Uhr wird die Nachtschwester seinen Tod feststellen und die dicke weiße Kerze auf dem Tisch vor dem Stationszimmer anzünden.

Später wird Frau Theis mit starrem Blick und ohne zu grüßen ins Zimmer ihres Mannes gehen. Sie wird ihm alle dreißig Minuten Lippen und Mund anfeuchten und bei ihm bleiben. Um ein

Uhr vierundfünfzig wird die Nachtschwester seinen Tod feststellen und die dicke weiße Kerze auf dem Tisch vor dem Stationszimmer anzünden.

„Bei der Aufnahme sprechen wir mit dem Gast darüber, dass wir gegen seine Krankheit nichts mehr tun können, dass wir aber alles tun werden, um sein Leiden zu lindern“, sagt Hufnagel, „die meisten wissen, dass sie sterben, manche verdrängen es, manche erleben es bewusst. Wir respektieren, wie der Einzelne damit umgehen will.“ Anders als in einem Krankenhaus können die Patienten und Angehörigen sicher sein, dass es im Hospiz keine künstliche Beatmung gibt, keine Reanimation und nicht mal weiße Kittel. Es gibt keine sinnlose Aktivitäten, um die eigene Hilflosigkeit zu überspielen: den Todkranken ein weiteres Mal in den Computertomografen schieben, noch einmal Blut abnehmen,

doch noch eine Röntgenbestrahlung ansetzen oder eine Magensonde legen. Anders als im Krankenhaus bedeutet ein unheilbar kranker Patient keinen Misserfolg. „Das Schöne ist, dass man sich hier Zeit nehmen kann für die Gäste, auch mal zusammen Kaffee trinken oder einfach nur bei ihnen sitzen“, sagt Schwester Pia. Die resolute Mittvierzigerin ist selbstständige Hebamme und arbeitet seit drei Jahren zu fünfzig Prozent im Hospiz. „Es gibt sehr viel Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Berufen“, sagt sie, „den einen helfe ich, in die Welt zu kommen, den anderen, aus der Welt zu gehen.“

Frau Hoffmann schließt die Augen und verzieht das Gesicht. Sie sinkt mit dem Oberkörper nach vorne und legt ihre Stirn auf den Tisch. „Hast du wieder diese Schmerzen?“ Die Freundin sitzt neben ihr, streicht ihr über den Rücken. Ulla Hoffmann wurde ein



Teil der Lunge entfernt und dabei ein Nervenstrang verletzt, der jetzt diesen einschießenden Schmerz verursacht. Frau Hoffmann ist verwirrt. Sie will es sich nicht erlauben, zusätzlich zur Tagesdosis ein weiteres Mal Morphin zu nehmen. „Warum nicht, Ulla? Wenn das möglich ist, brauchst du doch nicht unnötig zu leiden.“ Frau Hoffmann starrt vor sich hin, atmet tief ein und aus. Dann soll Schwester Pia kommen. „Ja, es tut so weh.“ „Ja, wir können Ihnen eine Spritze geben.“ „Nein, keine Spritze.“ Frau Hoffmann hasst Spritzen. „Du brauchst keine Angst haben, das geht ganz schnell, du wirst gar nichts spüren“, sagt die Freundin. „Eine Spritze wirkt schneller als eine Tablette oder ein Arz- neischnäpschen“, sagt Schwester Pia. „Nein“, sagt Frau Hoffmann, „so ein Scheiß, aua, das tut so weh.“ Tränen schießen ihr in die Augen, sie presst den linken Arm an die Brust, nickt

endlich, und dann kommt die Spritze von Schwester Pia, sie wirkt, schnell.

Gertrud Gross sitzt am Küchentisch des Hospizes neben ihrer sterben- den Freundin und fühlt sich gut. Das klingt paradox. Jetzt kann sie es sagen, denn Frau Hoffmann liegt im Bett und schläft. „Es zieht einen hierher“,

Es wird nicht lang herum geredet

sagt sie zu Ansgar Bausenhart, als sie vom Rauchen auf dem Balkon zurück- kommt. Der Hospizseelsorger ist wegen Frau Theis gekommen, aber wenn er schon da ist, kann man fragen. Wor- an liegt das? Weil einem die eigenen Sorgen plötzlich so gering vorkommen? Weil sich niemand lange quälen muss? Weil die Angst vor dem Tod, die man mit sich herumträgt, bei jedem Besuch

kleiner wird? Weil man jedes Mal, wenn die Kerze brennt, an den Tod er- innert wird, ohne dass man schreiend davon rennen muss? Weil die Leute hier so viel offener sind und man nicht lange drum herum reden muss? „Ja“, sagt Bausenhart und lacht, „vor allem letzteres.“ Für den groß gewachsenen, schlaksigen Priester Anfang fünfzig ist der Sterbeprozess die interessanteste Erfahrung im Leben eines Menschen. „Dabei kann ich so unmittelbar bei den Menschen sein, wie ich es mir als Seelsorger nur wünschen kann“, sagt er. Obwohl er Nichtraucher ist, kann es zuweilen vorkommen, dass er eine Zigarette mit Angehörigen raucht, wenn es hilft, mit der Angst umzu- gehen. Er unterstützt sie auch, wenn sie dem Sterbenden zuliebe vorüber- gehend ins Hospiz ziehen möchten. „Wer will, kann Tag und Nacht hier bleiben“, sagt er, „auch das unterscheidet uns von einem Krankenhaus.“



Am nächsten Tag ist Frau Hoffmann sehr unruhig. Sie zieht ihre weiße Daunenjacke an, geht den Gang auf und ab, sucht verzweifelt ihre Perlen. Gestern hat sie sich einen Fernsehapparat auf ihr Zimmer bringen lassen, aber er bleibt ausgeschaltet, sie kann nicht still sitzen. Sie kommt am Stationszimmer vorbei. Auf einem kleinen Tisch davor steht die brennende Kerze für Herrn Theis. Sie wird solange brennen, bis er abgeholt wird. „Ich bin... dabei... mich selbst zu zerfleischen“, sagt sie zu Hufnagel. Sie setzt sich zu ihm, weint. Mit einem Beruhigungsmittel ist sie jetzt einverstanden. Aber auf ihr Zimmer will sie nicht, lieber an den Küchentisch, die vertrauten Geräusche hören, Türen schlagen, Teller klappern und Stimmengemurmel irgendwo. Den Kopf auf die rechte Hand gestützt, eingemummt in die weiße Jacke, eine dampfende Tasse Tee vor sich auf dem Tisch, schläft sie

„Schön, dass du da bist“, sagt sie zu ihrer Freundin und schläft ein.

im Sitzen, tief und fest. Es scheint, als hätte ihre Seele danach die Erlaubnis zum Sterben erhalten. An den beiden letzten Tagen ihres Lebens verlässt sie ihr Zimmer nicht mehr. Am Freitag steht die Zimmertür weit offen, Frau Hoffmann liegt in ihrem großen Sessel am Fenster und schläft. Am nächsten Tag bleibt sie in ihrem Bett. Am Samstagabend gegen zehn Uhr ist sie noch einmal bei Bewusstsein. „Schön, dass du da bist“, sagt sie zu ihrer Freundin und schläft ein. Für immer.

*Namen geändert

Anhalten und Nachdenken

Acht Jahre, von 1987 bis 1995, führte Edzard Reuter die Daimler-Benz AG.

Den Managern von heute wirft er vor, nur noch an den Profit zu denken.

Interview: Karin Kontny und Marco Lauer

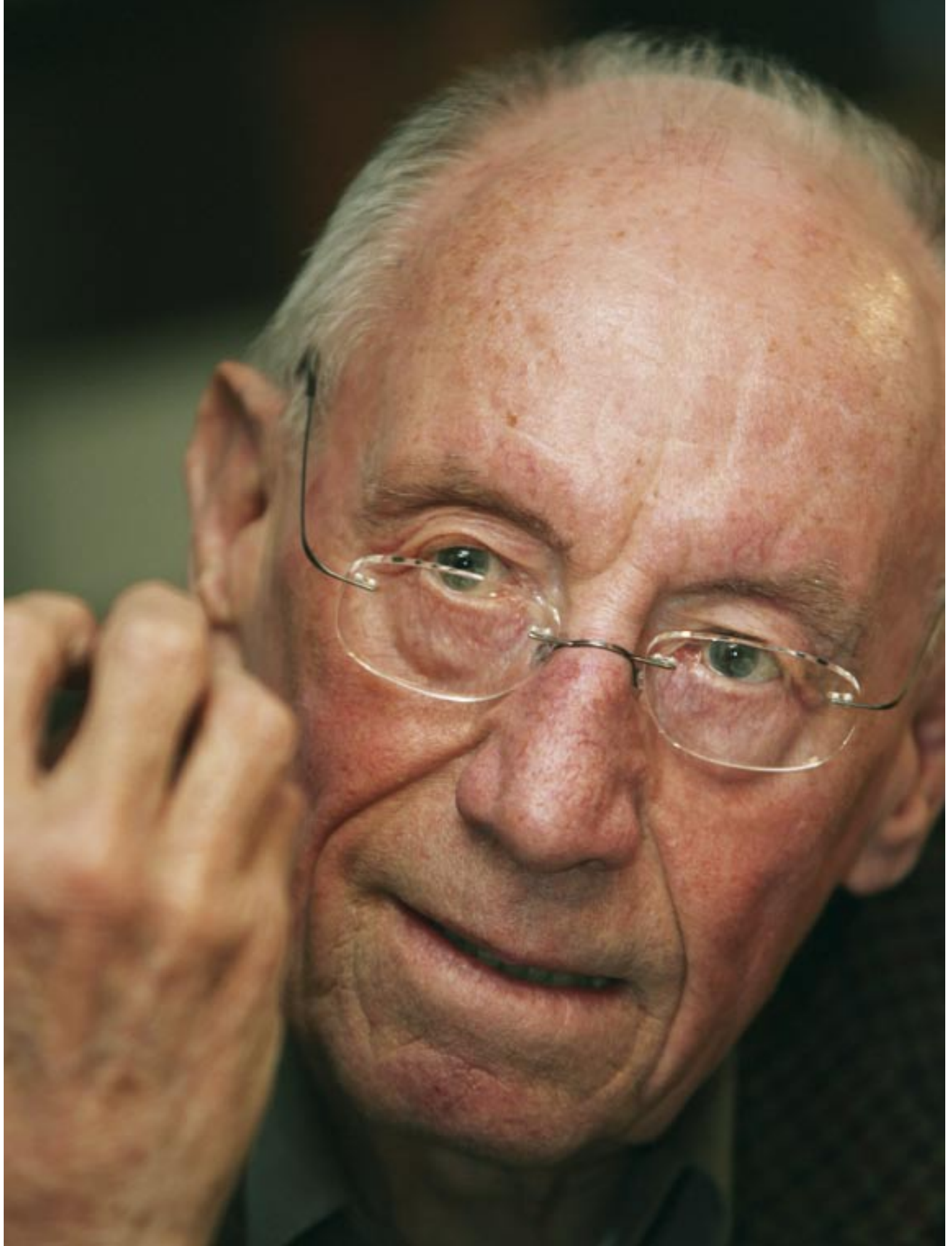
Foto: Lukas Coch

go: Herr Reuter, Sie haben den Begriff des anständigen Managers geprägt, der Verantwortung trägt für die Gesellschaft, in der er lebt. Die Gewinnlage vieler Unternehmen ist heute hervorragend und trotzdem werden Mitarbeiter entlassen. Ist das nicht unanständig?

Edzard Reuter: Solche Entwicklungen machen mir große Sorge. Sie sind ja ein Indiz dafür, dass sich in unserer Gesellschaft ein Strukturwandel vollzieht. Viele Unternehmen spüren den Druck der Globalisierung und glauben, am einfachsten beim Personal sparen zu können. Auf der anderen Seite explodieren die Gewinne und die daran gekoppelten Managergehälter. Das halte ich in der Tat für einen moralisch bedenklichen Zustand.

Sie haben die Vision eines integrierten Unternehmens vertreten und vertreten sie immer noch. Ist das eigentlich nur eine schöne Theorie oder lässt sie sich wirklich in die Praxis umsetzen?

Bei einem integrierten Unternehmen geht es im Kern darum, unterschiedliche Geschäftsfelder miteinander zu vernetzen. Das Ziel dabei ist, die Wettbewerbsfähigkeit auch bei Marktschwankungen stabil zu halten. Es geht also darum, sich gleichrangig gegenüber Kapitalgebern, der Belegschaft und der Umwelt verantwortlich zu verhalten. Das hätte im Fall Daimler-Benz funktionieren können. Alle Beteiligten wussten allerdings damals, dass dafür ein sehr langer Atem benötigt würde. Der Versuch ist dann nach meinem Ausscheiden mutwillig und mittendrin abgebrochen worden. Allerdings hatte es bis dahin zweifellos große Probleme mit dem Integrationsprozess gegeben. Nicht zuletzt hing das damit zusammen, dass es noch nicht ausreichend gelungen war, die beteiligten Menschen von den Vorteilen einer offenen Zusammenarbeit mit anderen zu überzeugen, anstatt auch weiterhin alles besser allein zu können. Ich gebe gern zu: Es gibt wenige Beispiele einer solchen Integration. Aber es gibt sie. Deren Erfolg hängt regelmäßig damit zusammen, dass sie sich an Werten ausrichten, die für alle Beteiligten maßgeblich sind.



Welche Werte meinen Sie?

Der fundamentale Wert, um den es eigentlich geht, lässt sich mit der Frage umreißen: „Gibt es Gerechtigkeit in einer Gesellschaft? Gibt es Solidarität in einer Gesellschaft?“. Das heißt: eine Fürsorglichkeit der Erfolgreichen für die weniger Erfolgreichen. Diese Werte, dazu Toleranz und die Wahrung von Menschenwürde, sind für mich auch im Wirtschaftsleben unverzichtbar, denn allein mit der Gier nach materiellen Vorteilen für den Einzelnen kann keine Gesellschaftsordnung überleben.

Das sind keine Begriffe, die man in den Management-Etagen heutzutage häufig hört.

Ich bin fest davon überzeugt, dass die sozialdarwinistische Grundeinstellung des Kapitalismus, die nach dem Ende des Kalten Krieges propagiert worden ist, eine tödliche Einstellung ist. „Lasst den Wettbewerb grenzenlos sein“ – diese Einstellung vernachlässigt die Werte Gerechtigkeit und Solidarität. In einer solchen Ellenbogen-Gesellschaft will ich nicht leben: Sie muss auch weiterhin bekämpft werden.

Ist der Chef der Deutschen Bank, Josef Ackermann, dafür ein Beispiel?

Ich kenne Herrn Ackermann nicht persönlich. Freilich fällt mir bei seinem Namen immer das Wort „Anstand“ ein. Manager sollten bedenken, welche Signale sie in die Gesellschaft aussenden. Ich halte Anstand für einen unverzichtbaren Bestandteil im Verhalten von Spitzenmanagern. Da wäre Herrn Ackermann womöglich ein wenig mehr Sensibilität anzuraten gewesen. Aber vielleicht hat er ja inzwischen gelernt.

Weil man ihn öffentlich für sein Verhalten kritisierte?

Das ist ja meine Hoffnung: das Verhalten der Kunden, der Menschen. Ich bleibe jedenfalls zuversichtlich, dass es in Zukunft eine immer größere Rolle spielen wird, wie sich ein Unternehmen, wie sich die Führung eines Unternehmens sozial und gesellschaftspolitisch engagiert. Dann wird es Situationen geben, in denen sich die Kunden sagen, wir kaufen keine Produkte mehr von Firma XY, weil sie sich moralisch nicht anständig verhält.

Integrierte Unternehmen verfolgen langfristige Ziele, die Aktionäre sind dagegen mehr an kurzfristigen Erfolgen interessiert. Bleibt für nachhaltige Strategien in den Konzernen überhaupt noch Zeit?

Wir alle haben wahrscheinlich zu wenig Zeit, um nachzudenken und einfach mal zum Fenster hinauszustarren. Man sollte gerade zurzeit beispielsweise viel mehr über andere Kulturen nachdenken. Von Natur aus bin ich aber ein Optimist und glaube nicht, dass die Welt in einer Katastrophe endet. Bisher hat die Menschheit noch immer wieder gezeigt, dass sie, wenn es denn irgendwo wirklich eine ernsthafte Krise gibt, anhalten, nachdenken und auf einen guten Weg zurückkehren kann. So wird man auch dieses Mal erkennen, dass das Geschrei nach „shareholder value“ oder „Profit, Profit“ in die Irre führen muss.

Was haben Sie als ehemaliger Vorstandsvorsitzender eines Weltkonzerns denn anders gemacht als ihre Nachfolger?

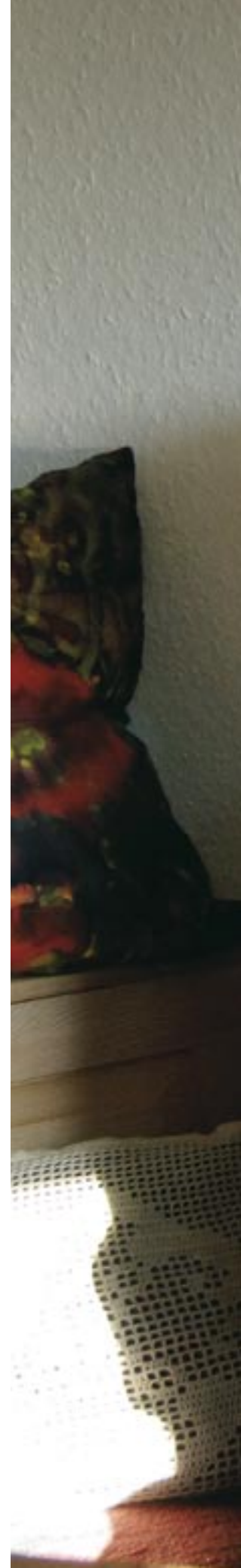
Eine solche Frage zu beantworten, läuft Gefahr, die eigene Person zu idealisieren. Ich habe in meinem Leben vielleicht das große Glück gehabt, aus einem Elternhaus zu stammen, in dem Werte vorgelebt und viel über gesellschaftliche Zusammenhänge nachgedacht wurde. Deswegen war es für mich in späteren Zeiten, als ich Verantwortung für ein Unternehmen getragen habe, eine Selbstverständlichkeit, mich regelmäßig mit dieser Thematik zu beschäftigen. So haben Alfred Herrhausen (Vorsitzender des Aufsichtsrates bei Daimler-Benz – die Red.), aber auch einige meiner Vorstandskollegen und ich zum Beispiel intensiv darüber diskutiert, ob wir uns aus moralischen Gründen aus der Rüstungsproduktion zurückziehen sollten oder nicht. Daneben gab es für mich auch noch einen zweiten Weg, der geholfen hat, dem ständigen Druck und den Zwängen der Zeit etwas entgegen setzen zu können: Ich ging in die Oper und ins Theater, las ein belletristisches Buch oder versenkte mich in zeitgenössische Kunstwerke. Nicht selten merkte ich dann, dass mir plötzlich ein Spiegel vorgehalten wird und ich vielleicht besser einmal über mich selbst nachdenken sollte.

Reise in eine andere Welt

Die Welt zerfällt ihm in Puzzlestücke. Seine Körpergeräusche hört er genauso wie die Flugzeuge über dem Haus. Sprechen kann er darüber nur mit seiner Mutter, mühsam und in knappen Sätzen. Dennoch hat der Autist Dietmar Zöller fünf Bücher über seine Reisen und sein Innenleben geschrieben.

*Text: Ellen Köhrer
Fotos: Uli Reinhardt/privat*

- Wie ein Reißverschluss ziehen sich die halbverwehten Fußspuren die Düne hinauf. Auf halber Höhe sitzen zwei vermummte Gestalten im Sand: Dietmar Zöller mit seiner Mutter Marlies in der Wüste Gobi. Das vergrößerte Foto hängt über Dietmars Bett. In Jeans und Pulli sitzt der 36-jährige dort, eingehüllt in seine Bettdecke. „Steh’ mal auf“, fordert ihn seine Mutter auf. Er steht mechanisch auf, gibt schweigend die schmale warme Hand, ohne Druck. Seine hellblauen Augen fixieren dabei den Teppichboden. Mühsam kommen die einzelnen Laute über seine Lippen, Silbe um Silbe. Sein Gesicht ist dabei ernst und angespannt vor Anstrengung. „Er sagt, dass er sich freut, dass du gekommen bist.“ Marlies Zöller versteht ihren Sohn als Einzige.







Island, Dettifoss, 2001



Grönland, 2003



Namibia, Sossusvlei, 2005



Mongolei, 2004

Dietmars Lieblingsplatz ist das Bett in seinem Zimmer unterm Dach. In einem Holzregal am Fußende des Bettes stehen vier Reihen Reisebücher. Über die Mongolei, Grönland, Island, Namibia. Ein Buchtitel heißt: „Ich gebe nicht auf – Aufzeichnungen und Briefe eines jungen Mannes, der versucht, sich die Welt zu öffnen“. Der Autor, Dietmar Zöllner, ist Autist und hat doch fast die halbe Welt bereist. Fünf Bücher hat Zöllner in den vergangenen 17 Jahren geschrieben – seine Bücher sind aber auch Erfahrungsberichte aus einer anderen, aus seiner Welt. Der schmale Mann mit den welligen braunen Haaren lebt bei seinen Eltern, in Stetten bei Stuttgart. Das aufgeräumte Reihenhaus steht an einem steilen Hang. Vom Balkon sieht man hinüber zum Stuttgarter Flughafen. Dietmar Zöllner hebt die Hand. „Im Sommer fliegen wir nach China“, sagt er. Sagt seine Mutter.

Das erste Mal als ich Dietmar traf war in der Ankunftshalle des Flughafens Windhoek in Namibia. Marlies Zöllner zog ihren erwachsenen Sohn resolut an der Hand hinter

sich her Richtung Ausgang. Der schaute dabei unsicher auf den Boden. „Die Situation auf den Flughäfen ist äußerst verwirrend für einen Menschen wie mich“, schrieb er später in seinem Reisebericht. Vater Klaus Zöllner kam hinterher und trug das Gepäck. Jeden einzelnen der Reisegruppe hatte Dietmars Mutter vor der Reise angerufen und gebeten, ihren Sohn „ganz normal“ zu behandeln und sich nicht zu wundern, dass er nichts spricht. „Aber verstehen tut er alles.“ Die Reise mit dem Safaribus durch Namibia und Südafrika hieß: „Zauber zweier Welten“.

Geboren wurde Dietmar Zöllner vor 36 Jahren auf Sumatra in Indonesien. Sein Vater arbeitete dort als Pfarrer der „Rheinischen Mission Wuppertal“. Zwei Monate war Dietmar ein gesundes Kind, dann bekam er Fieber und Schüttelkrämpfe. Mit Verdacht auf Malaria wurde er in das kleine Krankenhaus der Plantage gebracht und zunächst erfolgreich behandelt. Doch schon zwei Monate später kam das Fieber zurück. Dieses Mal spritzte ihm der Arzt das Ma-

lariamittel Resochin. Eine Erwachsenenendosis. Aus Versehen. Der kleine Junge erlitt einen Atem-Kreislauf-Stillstand und musste wiederbelebt werden. Familie Zöllner reiste mit ihren drei Kindern zurück nach Deutschland, um Dietmar besser medizinisch behandeln zu lassen. Doch die Diagnose, die die Ärzte später stellten, war wenig hoffnungsfroh: Autist und Epileptiker. Bei normaler Intelligenz.

„Die Diagnose Autismus wird ausschließlich nach beobachtetem Verhalten gestellt“, sagt Matthias Dose, Psychiater und ärztlicher Direktor am Bezirkskrankenhaus Taufkirchen. Frühkindlicher Autismus, so wie bei Dietmar Zöllner, erkenne man an drei Merkmalen: „Wenn Kleinkinder keine soziale Interaktion zeigen, also nicht auf Kontaktaufnahme reagieren. Wenn sie nicht sprechen, ihre sprachliche Fähigkeiten sich bis zum dritten Lebensjahr wieder zurückbilden oder sie eine eigene Sprache entwickeln. Und wenn sie nicht in der Lage sind zu abstrahieren: Also wenn Jungen mit Klötzchen spielen und nicht Brumbrum machen.“ In Deutschland gibt es laut dem „Bundesverband Autismus Deutschland“ unter 10 000 Geburten etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fälle von Autismus.

Mit drei Jahren machte Marlies Zöllner die erste Entwicklungstherapie mit ihrem Sohn. Dietmar kann da noch immer nicht laufen. Mühsam lernt er, erste Wörter zu verstehen. Mit sechs Jahren kommt ein Sonderschullehrer ins Haus. Mit ihm spricht er zum ersten Mal. „Sprechen fällt ihm deshalb so schwer, weil er seinen Körper kaum spürt. Das ist wie beim Zahnarzt, wenn man örtlich betäubt wird“, sagt Marlies Zöllner. Nach zwei Jahren Einzelunterricht geht Zöllner auf eine Schule für Körperbehinderte. Und lernt nebenher in einem Fernkurs bis zum Abitur. Die Prüfung hat er nie gemacht, denn ohne fremde Hilfe kann er nicht schreiben.

Auf einem Wandbehang in Dietmars Zimmer unterhalten sich drei schwarze Frauen im Morgenrot, Wasserkessel und Trommel stehen dazwischen. Dietmar Zöllner hat ihn aus Namibia im letzten Frühling mitgebracht. Die Reisegruppe hatte in der Etosha-Pfanne angehalten, einem seit Jahrtausenden ausgetrockneten Salzsee im Norden Namibias. Zebras standen zu Hunderten im ausgetrockneten Gras. Dietmar Zöllner drehte den Kopf zur Seite und schrieb anschließend in sein Reisetagebuch: „Ich kann die Streifen nicht anschauen, weil meine Augen die Abstände



Island, 2001



Mongolei, 2004



Grönland, Ostgrönland, 2003

nicht richtig wahrnehmen können. Sehen verzerrt.“ Was er sieht ist wie ein Puzzle, alles sind Einzelteile. Erst nach einiger Zeit setzt sich das Bild in seinem Kopf zusammen.

An einem Abend tanzen junge Damara und singen traditionelle vielstimmige Lieder. Dietmar Zöller läuft weg, sucht nach einem ruhigen Plätzchen, will seine Ruhe. „Ihre schrillen Stimmen haben mich erschreckt. Das konnte ich nicht aushalten und bin geflüchtet,“ schrieb er später.

Zu Hause geht er in solchen Momenten in sein Zimmer im zweiten Stock und schließt die Tür. Denn er hört alles gleich laut. Die Stimmen im Wohnzimmer wie den Fluglärm über seinem Haus. Selbst seine eigenen Körpergeräusche. Wie das Blut durch die Adern fließt, der Magen grummelt, das Herz klopft. Viele Autisten haben einen übersteigerten Gehör- und Geruchssinn und können Nebengeräusche nicht filtern. Vor dem Einschlafen hört Dietmar Zöller gerne klassische Musik, Mozart oder Grieg, ganz, ganz leise.

Einmal brät der Reiseleiter feuerscharfe Spieße auf dem Grill. Dietmar Zöller kann nicht genug davon bekommen, nimmt sich sechs Spieße. Endlich spürt er etwas in seinem Mund. Es kribbelt. Als Kind hat er oft nur lustlos auf Brotkruste herum gekaut, „heute bin ich ein Feinschmecker“, sagt er, sagt seine Mutter. „Ich mag Schokolade sehr“. Dietmar lacht, klatscht mit den Händen, neigt den Oberkörper nach vorn und kratzt sich am Kopf.



Namibia, Namib-Wüste, 2005

„Ich liebe das Lagerleben,“ diktierete Dietmar Zöller seinen Eltern unter einer Schirmakazie in das Reisetagebuch. Schreiben kann der Autist nur zu Hause an seinem Tisch und mit fremder Hilfe. Seit 30 Jahren. Seine Mutter streift ihm dann ein Lederband über die Hand, das sein Gelenk und den Daumen stabilisiert. Dann berührt sie sachte seinen Arm und Dietmar beginnt mit dem Kuli große krakelige Buchstaben aufs Blatt zu malen. Mittlerweile kann er mit dem Zeigefinger der rechten Hand alleine am Computer tippen, ganz langsam. „Gestützte Kommunikation“ nennt man das in der Fachwelt. Doch Zweifel bleiben. „Alle Versuche, diese Form der Äußerung zu objektivieren sind gescheitert“, sagt der Psychiater Matthias Dose.

Ein Flugzeug dröhnt übers Hausdach. Dietmar Zöller streift mit einem kurzen Seitenblick die Balkontür neben seinem Bett. „Schreiben ist für mich lebenswichtig, was wäre ich, wenn ich nicht schreiben könnte“, sagt Dietmar, sagt seine Mutter. Die Wanduhr tickt. Er reibt sich aufgeregt die Fäuste und leert den Becher Tee in einem Zug. In seinem ersten Buch „Wenn ich mit euch reden könnte...“ schrieb er über seine Krankheit und wie



Grönland, Ostgrönland, 2003



Grönland, 2003



Grönland, 2003

er die Welt sieht. „Ich habe den Text im Kopf, ich brauche keine Notizen“, sagt Dietmar, sagt seine Mutter.

Lesen habe er in zwei Wochen gelernt. Gesehen hat ihn dabei außer seiner Mutter noch niemand. „Wenn ich lese, muss ich ganz konzentriert sein, da brauche ich keine Ablenkung“, sagt er, sagt seine Mutter. Dietmar liegt zusammengekauert in der Ecke seines schmalen Bettes, den Zeigefinger nachdenklich am linken Auge. Vor der Iranreise im letzten Herbst hat Dietmar Zöllner ein paar Wörter Persisch gelernt. Ob er sich noch daran erinnert, fragt seine Mutter „Chodā hâtez“, sagt er dann. Auf Wiedersehen.

Bücher von Dietmar Zöllner:

- Wenn ich mit euch reden könnte... Ein autistischer Junge beschreibt sein Leben
Scherz Verlag, Bern/München/Wien 1989
- Ich gebe nicht auf – Aufzeichnungen und Briefe eines jungen Mannes, der versucht, sich die Welt zu öffnen
Scherz Verlag, Bern/München/Wien 1992
- Autismus und Körpersprache – Störungen der Signalverarbeitung zwischen Kopf und Körper
Weidler Buchverlag, Berlin 2001
- Die gestützte Kommunikation (FC) – Pro und contra. Diskussion aus der Sicht eines Betroffenen
Weidler Buchverlag, Berlin 2002
- Autismus und Lernen – Erfahrungen mit unterschiedlichen Förder- und Lernstrategien
Weidler Buchverlag, Berlin 2004

Impressum

GO
01/06

Sascha Blättermann: will einfach nicht alles einsehen
sascha.blaettermann@web.de

Ellen Köhrer: findet Rangun spannender als Stuttgart
text@ellenkoehrer.com

Karin Kontny: hat's doch gleich gewusst
karin.kontny@gmx.de

Marco Lauer: würde Alexander Smoltzyc im Taxi fahren
marco.lauer@web.de

Lisa Napholcz: spielt fast so gut Fußball wie sie tanzt
Lisa.Napholcz@web.de

Katharina Rall: mag kein journalistisches fastfood
Katha.Rall@gmx.de

Carsten Stormer: ist kaum hier muss schon fort
c_stormer@web.de

Minka Wolters: lässt sich nicht abwimmeln
minkawolters@hotmail.com

Katrin Zöfel: ist nicht leicht zum Schweigen zu bringen
k.zoefel@gmx.de

Ellen Göbel: kann auch ganz anders
ellen.goebel@merz-akademie.de



Zeitschrift der Zeitenspiegel-Reportage-
schule Günter Dahl, einer Kooperation der
Reportageagentur Zeitenspiegel und der
Volkshochschule Reutlingen GmbH
Spendhausstraße 6
72764 Reutlingen

Tel: 07121 336-0
e-mail: info@reportageschule.de,
www.reportageschule.de

Herausgeber: Zeitenspiegel-
Reportageschule Günter Dahl
Geschäftsführer: Dr. Ulrich Bausch
Chefredakteur: Philipp Maußhardt
Textchef: Erdmann Wingert
Bildredaktion: Uli Reinhardt
Mitarbeit: Wolfgang Alber,
Ellen Köhrer, Karin Kontny
Art Director: Ellen Göbel
Grafik/Layout: ulrich franz
grafik design reutlingen
Redaktion: Sascha Blättermann,
Ellen Köhrer, Karin Kontny,
Marco Lauer, Lisa Napholcz,
Katharina Rall, Carsten Stormer,
Minka Wolters, Katrin Zöfel
Schlussredaktion: Ellen Köhrer,
Karin Kontny, Lisa Napholcz
Herstellung: Sautter GmbH
Repro und Druck

Kuratorium der Zeitenspiegel-
Reportageschule Günter Dahl:

Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch, An-
ton Hunger, Karl-Heinz Kalbfell, Ingrid Kolb, Rai-
ner Knubben, Dr. Rainer Märklin, Prof. Dietmar
Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Prof. Ge-
org Obieglo, Edzard Reuter, Prof. Dr. Willi Weiblen

Preis des Heftes: 5,00 Euro. Alle Rechte vor-
behalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-
Dienste und Internet und Vervielfältigung
auf Datenträgern wie CD-Rom, DVD-Rom,
etc. dürfen nur nach vorheriger schriftlicher
Zustimmung des Herausgebers erfolgen.

Vetrieb:
Agentur Zeitenspiegel
Strümpfelbacherstr. 21
71384 Weinstadt
Tel: 07151/9646-0
www.zeitenspiegel.de



3



